

# Rezensionen

Rezensionsschwerpunkt

## Erster Weltkrieg und Revolution

The Cambridge History of the First World War. Ed. by Jay Winter. Cambridge: Cambridge University Press, 2014.

Vol. 1: Global War. XVIII, 754 S., 65 Abb., 30 Ktn. ISBN: 978-0-521-76385-1.

Vol. 2: The State. XVII, 786 S., 67 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-0-521-76653-1.

Vol. 3: Civil Society. XVII, 763 S., 49 Abb., 1 Tab. ISBN: 978-0-521-76684-5.

Die vorliegende Geschichte des Ersten Weltkrieges ist ein monumentales Werk. Es versucht, dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) in drei Bänden mit insgesamt 74 Beiträgen auf 2.300 Seiten in möglichst vielen Facetten gerecht zu werden. Hauptverantwortlicher Herausgeber dieses *Opus magnum* ist Jay Winter, Professor an der Yale University, ein durch ein gutes Dutzend Publikationen ausgewiesener Spezialist der Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts. Seine Schwerpunkte liegen im Bereich der Politik-, Ideen- und Kulturgeschichte Großbritanniens einschließlich des Ersten Weltkriegs, der Erinnerungsorte des Ersten Weltkriegs sowie auch utopischer Ideen von Frieden und Freiheit im 20. Jahrhundert. Ihm zur Seite stand ein Dutzend weiterer Spezialisten, die im Rahmen des 1992 eröffneten *Historischen Museums des Ersten Weltkriegs* in Péronne an der Somme in einem Forschungszentrum wirken.

Die drei Bände stehen jeweils unter einem thematischen Oberbegriff: *Globaler Krieg*, *Staat* und *Zivilgesellschaft*. Jeder Band ist wiederum in mehrere Abschnitte untergliedert. Der erste Band weist vier Abschnitte auf, deren erster eine nach Jahren chronologisch arrangierte ereignisgeschichtliche Narration von 1914 bis 1919 inklusive präsentiert. Der zweite Abschnitt ist den Kriegsschauplätzen gewidmet. Er behandelt die einzelnen Fronten ebenso wie den Luft- und Seekrieg oder die strategische Kriegsführung. Der dritte ist den globalen Aspekten gewidmet und erörtert den imperialen Kontext ebenso wie die einzelnen Kontinente und deren Verquickung in das Kriegsgeschehen. Der letzte Teil des ersten Bandes gilt den rechtlichen

Rahmenbedingungen und rechtswidrigen Übertretungen des Blutvergießens. Hier werden Land- und Seekriegsordnungen, Kriegsverbrechen, der Armeniergenozid oder auch der Krieg im Bild behandelt.

Der dem Staat gewidmete zweite Band besteht aus vier Teilen, deren erster die politische Herrschaft und ihre Institutionen, aber mit der Revolution auch ihre Negation bzw. die politischen Gegenentwürfe thematisiert. Der zweite ist den Streitkräften, ihrer Moral, Ausrüstung und Logistik, ihren Waffen, Kampftaktiken und Meutereien, aber auch den Kriegsgefangenen gewidmet. Der dritte Bereich gilt dem Hinterland und den Grundlagen der Kriegsführung: von den Finanzen über die Wissenschaft, die Landwirtschaft, die Arbeiter und die Städte bis hin zur Kriegswirtschaft, zu Maßnahmen der Wirtschaftskriegsführung sowie der Blockade. Der abschließende thematische Block beschäftigt sich mit der Überwindung des Kriegszustands durch einen Frieden. Hier finden sich Beiträge über Diplomatie, Neutralität, die verschiedenen Spielarten des Pazifismus, die Friedenskonferenzen sowie das „Kontinuum der Gewalt“, also das Fortdauern bewaffneter Auseinandersetzungen an den „Bürgerkriegsfronten“ in den einstigen imperialen Gesellschaften bzw. den neugeschaffenen Staatsgebilden gerade im ostmittel- und südosteuropäischen Raum.

Der dritte Band weist sechs Abschnitte auf. Der erste erörtert Aspekte des privaten Lebens, von Familie und Kindern, der zweite Geschlechterrollen, der dritte Flüchtlinge, Exilanten, Minderheiten, Kriegsgefangene und Besatzungsregime, der vierte die Auswirkungen des Krieges auf den Körper: von der Militärmedizin über Nervenerkrankungen und die Grippe bis hin zu Trauerpraktiken. Der fünfte Teil behandelt im weiten Sinne kulturelle Aspekte wie Ideologisierung und Mobilisierungen, Glaube und Religion, Kino, die Schönen Künste, Denkmäler und literarische Verarbeitungen des Krieges. Der letzte Abschnitt bleibt den Überlebenden wie den Toten und den Formen der Erinnerung und des Gedenkens vorbehalten.

Die Verfasser stammen überwiegend aus den

anglophonen Staaten England, Irland, Australien, Südafrika und den USA. Neben einem guten Dutzend französischer Autoren haben aber auch Historiker aus Belgien, Deutschland, Italien, der Schweiz, den Niederlanden und China mitgewirkt. Osteuropäische Verfasser fehlen. Insofern könnte die Herkunft respektive institutionelle Anbindung der Beiträger nachgerade als *pars pro toto* des konzeptionellen Zugriffs dieser dreibändigen Geschichte des Ersten Weltkriegs betrachtet werden: Die Artikel fokussieren im Wesentlichen den Krieg im Westen, die Ereignisse und sozialen, politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Implikationen für Frankreich, England, Deutschland und – mit Abstrichen – Österreich-Ungarn und die USA. In dem 20 Seiten umfassenden Artikel ROBIN PRIORS über das Kriegsjahr 1916 entfallen etwa 95 % des Textes auf die Westfront. Ausgewogenheit und globalhistorischer Anspruch sehen anders aus.

Italien findet selten Erwähnung. Bezeichnend ist, dass Osteuropa, die Ostfront und somit vor allem das Russländische Imperium als bedeutendes Element der Triple-Entente in einer Vielzahl der Beiträge gänzlich unberücksichtigt bleibt. Allerdings hat das Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme“, auch hier seine Gültigkeit. Zu den rühmlichen Ausnahmen zählen u.a. die Artikel von DITTMAR DAHLMANN über die Parlamente und von CHRISTOPH MICK über das Jahr 1918. Beide sind als Osteuropahistoriker der Region verpflichtet. Darüber hinaus überzeugen auch Beiträge wie der ebenso informative wie nuancierte Artikel BENEDIKT ZIEMANNs über die Landwirtschaft während des Ersten Weltkriegs oder auch ROBERT GERWARTHs Ausführungen über das Kontinuum der Gewalt über den Waffenstillstand im November 1918 hinaus.

Insgesamt gilt es zu konstatieren, dass der Verzicht auf eine angemessene Thematisierung der östlichen Hemisphäre einerseits, aber auch der auf Russisch und in anderen Slawinen vorliegenden Forschungsergebnisse nicht nur als ein blinder Fleck zu betrachten ist. Diese Leerstelle ist ein erhebliches konzeptionelles Manko, wobei der Westeurozentrismus an frühere Zeiten gemahnt, in denen sich komparative Studien gerne auf

Deutschland, England und Frankreich kaprizierten.

Zweifelsohne ist die Idee einer „histoire totale“ schon vom Anspruch her illusorisch, aber die intellektuelle Redlichkeit erfordert Strategien, entsprechende Ko-Autoren auszuwählen. In seiner Einleitung zum ersten Band der Trilogie schreibt der Herausgeber: „A global war needs history to bring out in high relief its conduct, its character and its manifold repercussions.“ (Bd. 1, S. 11) Misst man den Band an diesem Bekenntnis, dann hat der Herausgeber seinen Anspruch nicht eingelöst. Bereits der erste Beitrag über die Wurzeln des Ersten Weltkriegs straft ihn Lügen, weil der vorzügliche Kenner der Geschichte des Deutschen Reichs seit 1871, VOLKER R. BERGHAFN, im Wesentlichen das deutsch-britische Verhältnis und den Flottenbau thematisiert. Frankreich, vor allem aber das zarische Imperium klammert er weitestgehend aus. Letzteres findet lediglich viermal Erwähnung: im Kontext des englisch-russischen Ausgleichs von 1907, dann als Objekt im sogenannten Kriegsrat vom 8. Dezember 1912 und im Memorandum Moltkes vom 24. Februar 1914, als er sich zutiefst beunruhigt über den Stand der russischen Aufrüstung zeigte und zum Krieg drängte, weil die deutschen Erfolgchancen in einem Waffengang in den nächsten zwei bis drei Jahren deutlich reduziert würden, und schließlich im Zusammenhang mit der Instrumentalisierung des „rückständig-barbarischen“ Zarenreichs durch die Reichsregierung, um der SPD die Argumentation eines Verteidigungskrieges zu ermöglichen. Eine globale Perspektive lässt dieser Beitrag jedenfalls vermissen (Bd. 1, S. 16–38).

„Writing history is always a dialogue“, formulierte JAY WINTER zu Beginn seiner allgemeinen Einleitung der dreibändigen Edition (Bd. 1, S. 1). Leider ist dieses Credo eine weitgehend leere Versprechung geblieben; denn die einzelnen Beiträge stehen nebeneinander. Weder haben die einzelnen Autoren in ihren Artikeln aufeinander Bezug genommen, noch hat der Herausgeber durch Anmerkungen, Verweise oder Kommentare dies zu leisten versucht. Dieses Versäumnis führt dazu, dass sich in einzelnen Beiträgen widersprechende Positionen finden. Divergierende Angaben finden

sich beispielsweise für den „Erfolg“ der britischen Seeblockade, die die Mittelmächte von ihren Versorgungs- bzw. Nachschubrouten abschnitt: Unter Berufung auf Monographien von Richard Bessel und Gary Sheffield beziffert CHRISTOPH MICK die Zahl unterernährter Todesopfer auf eine Dreiviertelmillion, fügt aber hinzu, dass Niall Ferguson diese Quantifizierung in Zweifel ziehe, ohne jedoch abweichende Angaben anzuführen (Bd. 1, S. 155). ALAN KRAMER greift in seinem umfangreich recherchierten und detailliert belegten Beitrag über die Blockade und Wirtschaftskriegsführung (Bd. 2, S. 460–489) diese Diskussionen auf und verweist auf die historisch-demographische Untersuchung Jay Winters, der von etwa 478.500 Todesopfern im Deutschen Reich infolge unzureichender Ernährung ausgeht (Bd. 2, S. 461).

Vor dem Hintergrund, dass sich diese Edition eher nicht an den Spezialisten, sondern doch mehr an den interessierten Laien oder jemanden wendet, der sich über ein Thema schnell und konzise informieren möchte, bleibt dieser Tatbestand umso unbefriedigender. Mehr noch: Forschung lebt von unterschiedlichen Sichtweisen, vom Dissens, vom Austausch der Argumente. Warum haben Herausgeber und Verlag ihren Autoren nicht die Möglichkeit gegeben, ihre divergierenden Positionen gezielt zu kommentieren? Eine Interaktion durch kritisch-kontroverse Kommentare hätte durch ihre Vitalität den Reiz und Wert der Trilogie ungemein gesteigert.

Dass es bei 74 Beiträgen eine qualitative Bandbreite gibt, kann nicht überraschen. Auffällig ist, dass es keine gemeinsamen verbindlichen Strukturprinzipien gibt. Manche Beiträge weisen überhaupt keine Zwischenüberschriften oder Unterteilungen auf, anderen fehlt eine Zusammenfassung bzw. ein Schluss (z.B. im Bd. 2 die Artikel von SMITH, *Mutiny*, und BROWN, *Logistics*). Einige Artikel sind materialgesättigt, bieten nicht nur einen guten Überblick über die Literatur, sondern warten auch mit einem breiten archivalischen Fundus auf, argumentieren plausibel und im Urteil nuanciert. Hierzu zählen u. a. die Artikel von JOHN HORNE über Gräueltaten und Kriegsverbrechen (Bd. 1, S. 561–584), von HANS-LUKAS KIESER und DONALD BLOXHAM über Genozide (Bd. 1, S. 585–614) oder auch derjenige von ANTOINE

PROST, der anschaulich und vergleichend die Arbeiterschaft in den führenden Industrienationen thematisiert (Bd. 2, S. 325–357). Andere Beiträge weisen eher essayistische Züge auf und verzichten weitgehend oder – wie beispielsweise ROBIN PRIORS Aufsätze über das Kriegsjahr 1916 bzw. die Westfront (Bd. 1, S. 89–109, 204–233) – vollständig auf Anmerkungen. Priors Beitrag über die *Osmanische Front* – gemeint ist die anglofranzösische Landeoperation auf der Halbinsel Gallipoli an den Dardanellen 1915 – weist zwar zwei Anmerkungen auf, macht aber kaum Angaben über die Armee des Osmanischen Reich, schildert den Kriegsschauplatz in einer bemerkenswerten Perspektivverengung aus der britischen Sicht unter der Maßgabe, dass Männer Geschichte machen, und präsentiert darüber hinaus erstaunliche Redundanzen („wonderfully named General Friedrich Kress von Kressenstein“, [Bd. 1, S. 301]). Dieser irritierende Artikel wirft die Frage auf: *Cui bono?*

Der Text über den Seekrieg stammt von dem Doyen der anglophonen Seekriegsforschung PAUL KENNEDY, Yale University, der die Ereignisse der Jahre 1914–1918 wiederholt mit denen von 1939–1945 vergleicht, ohne den tieferen Sinn dem Leser zu entschlüsseln. Einleitend ist er sich nicht zu schade, Reklame für sein 2013 publiziertes Werk zum Zweiten Weltkrieg zu machen. Auch er ‚schmückt‘ seine in Teilen gelungene Narration mit irrelevanten Anekdoten (Bd. 1, S. 335) und schafft es dabei, Marineoperationen in der Ostsee und im Schwarzen Meer völlig auszuklammern. Mit anderen Worten: Russland wird keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl dessen Marine im Zusammenhang mit der deutschen Landeoperation auf den Moonsund-Inseln im Herbst 1917 in ein schweres Gefecht verwickelt war. Über den Nexus zwischen der alliierten Seeblockade und dem Hunger der Bevölkerung der Mittelmächte weiß der Verfasser Bemerkenswertes beizusteuern: „Ludendorff had completely destroyed the Ukrainian grain-basket [...]“ (Bd. 1, S. 344). Nicht nur im Sinne von Bert Brechts Gedicht *Fragen eines lesenden Arbeiters* wirkt ein solches Bekenntnis, das durch Literaturangaben nicht gestützt wird, überraschend. Sein Urteil jedenfalls lautet apodiktisch: „The Germans had starved themselves, most stupidly.“ (Bd. 1, S. 344) Offen-

bar durften Autoren ihren Ideosynkrisen frönen, ohne dass ihnen das Herausbergremium Grenzen aufzeigte.

Der Beitrag HOLGER AFFLERBACHS über die Ostfront verzichtet völlig auf die russischsprachige Forschung, ohne darüber ein einziges Wort zu verlieren (Bd. 1, S. 234–265). Dem stehen eine Reihe gelungener Beiträge gegenüber wie z. B. der von STÉPHANE AUDOIN-ROUZEAU über die militärische Pattsituation von 1915. Auch wenn er der Westfront relativ viel Gewicht beimisst, verliert er die Globalität der Kriegshandlungen nicht aus den Augen: Der Balkan, die Ostfront, Bosphorus und Dardanellen, die Suez-Front finden Beachtung. Darüber hinaus thematisiert der Beitrag die wachsende Gewalt, der gerade die Zivilbevölkerung im Ersten Weltkrieg ausgesetzt war. Von der Torpedierung des britischen Passagierschiffes *Lusitania* 1915 durch ein deutsches U-Boot, über die Besatzungsregime der Mittelmächte in Belgien, Frankreich, Serbien und den Westgebieten des Zarenreichs bis hin zu den Deportationen größerer Bevölkerungsteile durch die zarische Armee aus den eroberten Gebieten Galiziens und der Gewalt gegenüber der eigenen Zivilbevölkerung. Hier sei nicht nur auf den Armeniengenozid im Osmanischen Reich verwiesen, sondern auch auf den Pogrom gegen die deutsche Bevölkerung Moskaus im Mai 1915 oder die Zwangsumsiedlungen im Rahmen des Rückzugs der zarischen Streitkräfte aus den westlichen Gebieten des Imperiums vom Frühjahr bis zum Herbst 1915. Insbesondere die jüdischen Untertanen des Zaren, die der Kollaboration mit dem Feind bezichtigt wurden, litten unter Übergriffen der Streitkräfte des Ancien régime (Bd. 1, S. 74–77).

Zu bedauern sind einfache Fehler, die ein akribischer Herausgeber hätte vermeiden können. So wird Trockijs „Theatercoup“, mit dem er die Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk sowjetischerseits für beendet erklärte, auf den 9. und nicht auf den 10. Februar 1918 datiert (Bd. 1, S. 137). Laut Kennedy lief die deutsche Hochseeflotte am 21. November 1919 Richtung Großbritannien aus. Das war schlechterdings möglich, hatte sie sich doch bereits fünf Monate zuvor in Scapa Flow selbst versenkt (vgl. Bd. 1, S. 345). Auch waren es nicht zwei deutsche Schlachtkreuzer,

sondern lediglich einer sowie ein kleiner Kreuzer, deren Übernahme in die Dienste der Marine des Osmanischen Reichs Mitte August 1914 wesentlich zum Kriegseintritt der Pforte auf Seiten der Mittelmächte beitrug (Bd. 2, S. 499). Schließlich wurde die Konstituierende Versammlung im revolutionären Russland nicht erst im Dezember 1918, sondern bereits im Januar des Jahres aufgelöst (Bd. 2, S. 519).

Konzeptionell fallen thematische Doppelungen auf wie beispielsweise der Gender-Abschnitt des dritten Bandes mit den Beiträgen *At the front* und *Gender roles in killing zones*. Qualitativ unterscheiden sich die beiden allerdings wie Tag und Nacht, auch wenn diese Tatsache kaum hinreichend die thematische Doppelung erklärt. Den ersten verfasste die emeritierte Literaturwissenschaftlerin der University of Connecticut, MARGARET R. HIGONNET. Sie thematisiert Geschlechterrollen und unterschiedliche Funktionen von Frauen an und hinter der Front unter umfangreicher Berücksichtigung der Kriegsschauplätze in Italien, Serbien, Rumänien oder Russland. Dabei hebt sie auch auf die hier vorkommenden Beispiele von Frauen als Bestandteile der kämpfenden Truppe ab (Bd. 3, S. 121–152, bes. S. 144–152). Die Ausführungen JOANNA BOURKES, Birkbeck College, London, lesen sich wie eine Antithese. Sie berücksichtigt das Lenin zugeschriebene Diktum: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ nicht und macht sich methodisch-handwerklich angreifbar. So zitiert Bourke nach einem Aufsatz von Robert Nelson aus der *Lillierkriegszeitung*. In Einführungsveranstaltungen wird Studienanfängern vermittelt, dass sie sich – soweit möglich – des Originals bedienen sollten, um etwaige Fehlerquellen auszuschließen. Bourke beherzigt diese Empfehlung nicht. Zum einen muss es *Lillier Kriegszeitung* heißen, zum zweiten nennt sie ein falsches Erscheinungsdatum (26. statt 28.7.); sie verzichtet drittens auf die Seitenangabe, machte sich viertens nicht die Mühe, das Periodikum, das als Internetressource u.a. über die Universitätsbibliothek Heidelberg verfügbar ist (<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/feldztglkr1916bis1917/0693?sid=577b19cf1be4eba0e3cc5517a5c9f1bd>), aufzurufen und führt schließlich fünftens einen vermeintlichen Sachverhalt an, der in dem Zei-

tungsartikel überhaupt keine Erwähnung findet. Wäre Bourke wie Higonnet Literaturwissenschaftlerin, könnte man ihren Lapsus unter der Rubrik „fact and fiction“ abtun. Als Historikerin sollte sie sich der vorhandenen Quellen bedienen, diese nicht erfinden bzw. bei der Auslegung der eigenen Phantasie freien Lauf lassen (Bd. 3, S. 157).

Viele werden Cambridge University Press als renommierten und prestigeträchtigen Verlag ansehen. Dass er jedoch ein Lektorat entweder nicht für nötig erachtet hat oder sich dazu außerstande sah, hat ein deplorable Erscheinungsbild des Deutschen sowohl im Text als auch in den Anmerkungen zur Folge. Groß- und Kleinschreibung erfolgen wahllos (z.B. Bd. 2, S. 269; Bd. 3, S. 153 *et passim*), Toponyme und Fachtermini werden entstellt (Bd. 1, S. 266; „Oberleute“ statt revolutionäre „Obleute“, Bd. 2, S. 354), Zeitschriftentitel nicht einheitlich zitiert, teils fehlt die Bandangabe (Bd. 1, S. 36), teils werden deutsche Titel ins Englische übersetzt (Bd. 2, S. 39) oder fehlerhaft geschrieben. Selbst Erscheinungsort und Verlag passen oft nicht zusammen (Bd. 1, S. 157). Fehler sind Legion. Dies gilt keineswegs nur für deutschsprachige Titel. Als Verlagsort eines russischsprachigen Titels aus dem Jahre 1915 erscheint St. Petersburg und nicht Petrograd (Bd. 3, S. 138). Mit dieser erstaunlichen Nachlässigkeit stellt sich Cambridge University Press ein Armutzeugnis aus. Angesichts des Preises von 270 £ für die gebundene Ausgabe hätte der Verlag mehr Sorgfalt walten lassen müssen.

Pervaja mirovaja vojna i sud'by narodov Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evropy. Očerki istorii. Otv. red. E. P. Serapionova. Moskva: Institut slavjano-vedenija RAN, 2015. 678 S., Tab. ISBN: 978-5-7576-0349-0.

Dieses voluminöse Werk entstand aus einer vom Institut für Slawenkunde (*slavjanovedenie*) der Russischen Akademie der Wissenschaften (RAN) im Oktober 2014 veranstalteten Konferenz über den *Ersten Weltkrieg und das Schicksal der Völker Zentral- und Südosteuropas*. Unter Zentral- und Südosteuropa wird ein Gebietsstreifen von Polen, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Rumänien, Bul-

Welches Fazit lässt sich ziehen? Die Trilogie ist bestenfalls als janusgesichtig zu bezeichnen. Zu den positiven Aspekten zählt die Ausstattung mit zahlreichen Karten sowie – vielfach sogar farbigen – Abbildungen und einem umfangreichen Register. Auch die bibliographischen Essays zu jedem Beitrag am Ende eines jeden Bandes sind zu begrüßen, da sie konzipiert einen ersten Überblick über den Forschungsstand gewähren. Zu den Schattenseiten zählt neben den bereits erörterten Aspekten auch der Umstand, dass nicht wenige Artikel eine vergleichende Perspektive vermissen lassen. Angaben über den Munitionsverbrauch der Streitkräfte Englands, Frankreichs und Russlands finden sich in mindestens drei Artikeln des 2. Bandes, ohne dass ein Querverweis gemacht wird. Selbst das detaillierte Register bietet keine Hilfe. IAN BROWNS Artikel über Logistik (Bd. 2, S. 225, 228) präsentiert beispielsweise detaillierte Angaben über die Lebensmittelversorgungsnormen des britischen Expeditionskorps in Frankreich 1914–1918, nennt aber keine Zahlen für die übrigen Streitkräfte. Hier wäre ein Expertenaustausch oder möglicherweise a priori ein Autorenkollektiv für einzelne Artikel dringend geboten gewesen. So bleibt vieles Partialerkenntnis und bloßes Stückwerk. Guter Wille allein ist nicht hinreichend, und die Ausgabe bleibt manches von dem schuldig, was Jay Winter einleitend vollmundig formuliert hat.

Lutz Häfner, Bielefeld/Göttingen

garien, den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens bis hin zu Griechenland verstanden.

Zu dem Sammelband haben 40 Autorinnen und Autoren beigetragen, von diesen fast die Hälfte aus der Russischen Akademie der Wissenschaften, ein Viertel aus weiteren russischen Hochschulen sowie Historikerinnen und Historiker aus Weißrussland, der Ukraine, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Serbien und Slowenien. Es sind alle Stufen der akademischen Leiter vom einfachen Universitätsabsolventen über mehrere Doktoranden bis hin zu Professoren und dem leitenden wissenschaftlichen Personal des Instituts für Slawenkunde der RAN vertreten. So

vielfältig die Zusammensetzung der Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes ist, so unterschiedlich ist auch die Qualität der Aufsätze. Formal zerfällt das Werk in 7 Abschnitte.

Im ersten werden unter der Überschrift *Erforschung des Ersten Weltkriegs, Probleme der Geschichtsschreibung und der Quellenkunde* durchaus entgegengesetzte Meinungen zur Kriegsschuldfrage vertreten (vgl. die Aufsätze von L. N. BUDAGOVA [RAN] und R. R. SUBAEV [RAN]). O. E. PETRUNINA, Professorin an der MGU, entführt den Leser auf die für die Orthodoxie bedeutende Halbinsel und Mönchsrepublik Athos in der Zeit des Ersten Weltkriegs und erschließt so ein wenig erforschtes Thema. Kritisch zu bemerken ist hier allerdings, dass sie die zeitgenössischen Angaben zur deutschen Spionagetätigkeit auf der Insel nicht hinterfragt.

Im zweiten Abschnitt *Militärische Kader, Tripenteile und ihre Beteiligung in den Kampfhandlungen* behandeln allein vier Beiträge Serbien. Hervorzuheben ist hier der Artikel von A. JU. TIMOFEEV von der Serbischen Akademie der Wissenschaften in Belgrad, der verschiedene Aspekte der Partisanentätigkeit in Serbien beleuchtet.

Von den Beiträgen zur Lage der Kriegsgefangenen im dritten Teil kann nur R. PULKO aus Kidričevo in Slowenien über das örtliche Kriegsgefangenenlager (im damaligen Strnišče pri Ptuj) überzeugen. Die Geschichte des Lagers und das Leiden der Insassen werden anschaulich vermittelt. Dagegen fallen die Beiträge von G. V. ROKINA (Universität Marj-Él) über die Gefangenen der Mittelmächte in den Städten Carevokokšajsk und Koz'modem'jansk (Gouvernement Kazan) und von E. A. NIČKOV (Universität Kurgan) über deren Leidensgenossen in der Landwirtschaft des Kreises Kurgan deutlich ab. Während sich Rokina nur auf einige lokale Quellen stützt, hat Ničkov zwar immerhin umfangreiche Archivrecherchen durchgeführt, aber er beschränkt sich auf die Wiedergabe einiger Episoden. Die westliche Forschungsliteratur haben beide Historiker leider nicht berücksichtigt.

Der vierte Abschnitt umfasst allein zehn Beiträge. Die Darstellung von A. A. TIMOŠINOV (RAN), der, ausschließlich auf zeitgenössische russische Broschüren und einige Archivdokumen-

te gestützt, argumentiert, die Mobilisierung sei im russischen Teilungsgebiet Polens auf überwältigende Begeisterung gestoßen, ist sicher überzeugend. Vor allem seine Behauptungen über den großen Zustrom polnischer Kriegsfreiwilliger und die massenhafte Erschießung von Militärpflichtigen, wenn sie in deutsche Hände fielen, erscheinen zweifelhaft. Dagegen besticht der Beitrag von M. GLAVAČKA (Universität Prag) über das tschechische Hinterland durch seine Ausgewogenheit.

Der fünfte Teil bietet meist sehr anregende Aufsätze über *Menschen und Schicksale*. Besonders ansprechend sind die Beiträge, in denen die Lebensläufe einzelner Personen in den weiteren historischen Rahmen eingebettet werden (z.B. O. V. SOKOLOVSKAJA [RAN] über die griechische Königsfamilie oder N. S. PIL'KO [RAN] über den slowenischen General Rudolf Meister).

Der sechste Abschnitt *Die Bildung neuer unabhängiger Staaten und die Regelung der internationalen Beziehungen im Nachkriegseuropa* soll besonders hervorgehoben werden. Er behandelt einige von der westlichen Wissenschaft kaum beachtete Themen. Überzeugen kann der Aufsatz von N. N. STANKOV (Universität Volgograd), der Quellen verschiedenster Art in einer ganzen Reihe von Sprachen heranzieht, um die Rolle des deutschen Diplomaten Franz von Gepsattel bei der Aufnahme der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen zu beleuchten. Ähnliches gilt für den Beitrag von A. O. PEGANOV (Universität Minsk) über die Politik Ungarns gegenüber der Tschechoslowakei. Negativ fällt nur der Artikel von E. S. SERGEENKO (RAN) über das Kosovo-Problem im Ersten Weltkrieg auf, der eine eindeutige tagespolitische Botschaft vermittelt.

Der abschließende siebte Block bietet drei Aufsätze über den Krieg in der Belletristik. Es werden wichtige Werke der slowakischen (L. F. ŠIROKOVA, RAN) und rumänischen (V. A. USAČEVA, RAN) Literatur referiert. I. A. GERČIKOVA (RAN) fasst den russischen und tschechischen Forschungsstand zu wichtigen tschechischen Autoren zusammen, in erster Linie über den Autor des braven Soldaten Schwejk, Jaroslav Hašek. Die Biographie des letztgenannten, der die verheerende Typhusepidemie im Lager Tockoe, bei der die Mehrzahl der Gefangenen starb, überlebte, um

dann als Legionär und kommunistischer Kommissar weitere Abenteuer zu erleben, wird eindringlich vermittelt.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass der Band durchaus lesenswert ist, da er dem der russischen Sprache mächtigen Lesepublikum eine

Vielzahl von in der westlichen wissenschaftlichen Diskussion weitgehend unbeachteten Themen erschließt. Leider wird nur in Ausnahmefällen die westliche Forschungsliteratur berücksichtigt.

*Georg Wurzer, Wilhelmsdorf*

OLEG R. AJRAPETOV: Učastie Rossijskoj imperii v Pervoj mirovoj vojne (1914–1917). Moskva: Kučkovo pole, 2015.

T. 1: 1914 god. Načalo. 639 S. ISBN: 978-5-9950-0402-8;

T. 2: 1915 god. Apogej. 622 S. ISBN: 978-5-9950-0420-2;

T. 3: 1916 god. Sverchnaprjaženie. 383 S. ISBN: 978-5-9950-0479-0;

T. 4: 1917 god. Raspad. 415 S. ISBN: 978-5-9950-0480-6.

Das Russische Reich ging – anders als die Verbündeten im Westen – in den Krieg ohne ein Ziel, das diesen in den Augen der breiten Massen gerechtfertigt hätte. Die erstrebte Herrschaft über die Ausgänge des Schwarzen Meeres interessierte nur die schmale adlig-bürgerliche Schicht. Der großen Mehrheit, den meist mit viel zu wenig Bodenbesitz ausgestatteten Bauern und den erst unlängst in die Industriezentren gekommenen Proletariern, war das völlig egal und auch jeder Patriotismus fremd. Die Bauern wollten mehr Land haben, während sich die Arbeiter um höhere Löhne bemühten. Wenn sie dabei zu Streiks griffen, antwortete die Staatsgewalt nicht selten mit Repression, die sich dann negativ auf die Loyalität auswirkte. Für den größten Teil der Bevölkerung gab es keine verteidigungswerte Ordnung. Daher einte die Soldaten und ihre Offiziere kein gemeinsames Grundgefühl, was auch darin zum Ausdruck kam, dass die ungebildeten, weithin analphabetischen Massen den Vorgesetzten als „dunkle Menschen“ (*tëmnye ljudi*) galten. Russland war zudem politisch gespalten. Das in der Duma, in den Zemstvo-Organen und seit Kriegsbeginn auch im Städteverband maßgebende Bürgertum sagte zwar dem autokratischen Regime volle Unterstützung im Krieg zu, stand aber zu ihm aufgrund zumeist liberaler Ansichten prinzipiell in Opposition. Die

fraglose Gefolgschaft, welche die dörflichen Massen dem Zaren zunächst noch leisteten, galt daher als Ärgernis, das die erforderliche Kritik verhinderte.

Diese Probleme waren dem Kaiser, seinen Ministern und Militärs nicht bewusst, als sie über den Kriegseintritt berieten. Sie erwarteten zwar große Schwierigkeiten, sahen diese aber nur im organisatorischen Bereich. Ihre Präferenz für die Aufrechterhaltung des Friedens wurde konterkariert durch die Sorge, dass fehlendes Eintreten für den serbischen Schützling ihren Großmachtstatus beschädigen würde. In der Hoffnung, dass kein bewaffneter Konflikt daraus entstehen werde, griffen sie zu Warnungen und anderen Maßnahmen, die schließlich zum Krieg führten. Das war umso fataler, als das Russische Reich in vielen Bereichen keine klare Planungen hatte, wie man vorgehen wollte. Viele Dispositionen wurden eilig verändert oder überhaupt erst getroffen, die Kommandobefugnisse zwischen den politischen und militärischen Institutionen waren weder sinnvoll noch eindeutig abgegrenzt, die Armeebefehlshaber wurden ad hoc aus dem ganzen Land herbeigeht und kannten weder ihre Offiziere noch ihre Truppen. Diese hatten die künftige Kampfsituation weithin nicht eingeübt und waren daher oft nur in Uniform gesteckte *mužiki*, deren militärisches Potenzial größtenteils ungenutzt blieb. Zudem trug der russische Aufmarsch Züge der Übereiltheit aufgrund dringender Appelle aus Paris, die Offensive gegen Deutschland rasch einzuleiten, um die französische Armee von Druck zu entlasten.

Russland konnte den Krieg nur dann unbeschadet überstehen, wenn er rasch siegreich beendet wurde. Daher sollte Deutschland sofort dadurch in die Knie gezwungen werden, dass Angriffe gegen Ostpreußen und Posen, unterstützt durch einen Vorstoß über Breslau zu den Sudeten

und eine Abriegelung des kriegswichtigen ober-schlesischen Industriegebiets, zur Eroberung von Berlin führen würden. Österreich-Ungarn sollte durch den Zusammenbruch seiner Front in Ostgalizien ausgeschaltet werden. Dann würden die – vor allem im ungarischen Reichsteil unterdrückten – slawischen Völker der multinationalen Doppelmonarchie die Loyalität aufkündigen und sich Russland als slawischer Führungsmacht zuwenden. Sogar die Polen, die früher wiederholt gegen die russische Herrschaft revoltiert hatten, sollten mitmachen, um Posen von den Deutschen zu befreien. Die Hoffnung auf Sieg über die beiden Mittelmächte erfüllte sich nicht. Es gelang den Armeen des Zaren zwar, tief in das nur mit schwachen Kräften verteidigte Ostpreußen vorzudringen und die österreichisch-ungarische Front in Galizien zu erschüttern, aber damit erreichten sie nur, dass Deutschland im entscheidenden Augenblick seiner gegen Paris gerichteten Offensive Truppen von dort nach Osten abziehen musste. Das trug erheblich zum Scheitern des Versuchs bei, Frankreich als Gegner im Westen auszuschalten, doch gewann Russland dadurch wenig. Die von der Obersten Heeresleitung (OHL) eilig dorthin geworfenen Verstärkungen bereiteten ihm im Winter 1914/15 eine Serie von Niederlagen, zuerst in Ostpreußen und dann auch in Galizien. In den folgenden zwei Jahren sahen sich die russischen Streitkräfte sogar zur Aufgabe weiter Teile des eigenen Territoriums gezwungen – ein Debakel, das nicht nur für die Truppen den Sinn des Krieges fragwürdig machte, sondern auch die politischen Probleme im Innern fortlaufend verschärfte.

Als im Jahr 1915 der große Rückzug an der deutsch-österreichischen Front begann, die vor allem von den Briten getragene Operation zur Eroberung der Meerengen scheiterte und die Verbündeten auf dem Balkan von den Mittelmächten besiegt wurden, konnten die russischen Truppen immerhin gegen die Türkei Erfolge verzeichnen und ein Abgleiten Persiens ins Feindeslager verhindern. Die jungtürkischen Nationalisten in Konstantinopel schoben die Misserfolge dem christlichen Bevölkerungsteil in die Schuhe und sahen zusammen mit kurdischen Akteuren die Gelegenheit gekommen, diesen als Fremdkörper

zu beseitigen. Die russischen Verbände suchten die besonders bedrohten Armenier vor dem Genozid zu schützen, waren dazu aber wegen fehlender Kräfte nur in sehr eingeschränktem Umfang imstande. Währenddessen wurde die Türkei von Süden her von einem britischen Expeditionskorps und aufständischen Arabern bedrängt, doch änderte dieses zunächst noch weit entfernte Kriegsgeschehen die Lage an der transkaukasischen Front nicht. Diese hatte ohnehin für das Regime in Petrograd (wie die Hauptstadt im Zuge der landesweiten antideutschen Kampagne umbenannt worden war) nur die Bedeutung eines Nebenschauplatzes.

Die Brusilov-Offensive an der Südwestfront im Juni 1916 führte zwar zunächst an einigen Stellen zu kleinen Erfolgen, die freilich die enormen Anstrengungen und Opfer nicht wert waren, denn sie blieb stecken und enttäuschte die Hoffnung auf eine Wende gegenüber den Mittelmächten. Die mithin weiter bedrängte militärische Lage hatte innenpolitische Folgen. Die liberale Opposition in der Duma, die über die Presse viel Gehör im Land fand und vor allem über die nachrückenden jüngeren Offiziere in der Armee wachsenden Einfluss gewann, blies im November zum offenen Angriff gegen das autoritäre Zarenregime. Worauf sei die entstandene Lage denn zurückzuführen: auf „Dummheit oder Verrat“? Die Rede Miljukovs, ihres Führers, die direkt zur Revolution aufforderte, wurde zwar von der Zensur verboten, aber unter der Hand in Abschriften verbreitet. Auch in den darin als „reaktionär“ bezeichneten Kreisen und in der Generalität gärte es. Der Verdacht richtete sich besonders gegen die – aus einem deutschen Fürstenhaus stammende – Kaiserin, als deren böser Geist der von ihr als Heiliger betrachtete Rasputin galt. Seine Ermordung durch Täter aus dem Hochadel im Dezember 1917 sollte nach deren Absicht die Monarchie retten.

Das änderte aber weder die allgemeine Lage noch das Misstrauen gegenüber der Kaiserin. Die überall herrschende Desorganisation bestärkte die Duma-Politiker in der Überzeugung, dass das Regime den Sieg verhindere. Wenn jedoch sie als Vertreter des Volkes die Herrschaft übernähmen, würden sich alle Probleme lösen. Außer den westlichen Alliierten neigten auch die führenden Mili-

tärs zunehmend der Ansicht zu, dass ein Regimewechsel nötig sei. Der Umsturz ging von woanders aus. Die Truppen in der Etappe, insbesondere in Petrograd, waren unzufrieden und entglitten der Kontrolle ihrer Offiziere, die dazu wegen ihrer geringen Zahl außerstande waren. Die zunächst spontan-unorganisierten Unruhen entwickelten sich zum Aufstand. Die Duma, die sich auf die Rebellen als vermeintliche politische Verbündete stützte, bildete eine Regierung, und einige ihrer Mitglieder waren am Entstehen eines „Rat“ (*sovet*) beteiligt, der als Anleitungorgan für die Soldaten- und Arbeitermassen gedacht war, aber so wie die vielen anderen im Land entstehenden sovetys rasch zur Gegeninstitution wurde. Das Parlament versicherte der Stavka, dem Oberkommando der Armee, sie gewährleiste als revolutionäre Vertretung des Volkes die Ordnung in den Streitkräften und die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende. Im Blick darauf nötigte die Stavka den Kaiser zur Abdankung. Damit wurde das Gegenteil erreicht: Die Bindung an den Zaren, welche die Soldaten zumindest an der Front bis dahin noch motiviert hatte, fiel ersatzlos weg.

Die Duma-Regierung suchte auf alle mögliche Weise die Ordnung in der Armee revolutionär zu verändern. Insbesondere ging es ihr um die Beseitigung der militärischen Disziplin, die sie als Unterdrückungsinstrument des autokratischen Regimes ansah, und ihre Ersetzung durch einen idealistischen Kampfeswillen, der durch politische Überzeugungsarbeit entstehen sollte. Den von Petrograd und anderen Aufruhrzentren ausschwärmenden Agitatoren durften ebenso wenig wie den die Soldaten- und Arbeitermacht verkörpernden, von sozialistischen Gruppen beherrschten Sowjets in den Einheiten Hindernisse in den Weg gelegt werden. Vorgesetzte aller Ränge, welche die Disziplin aufrechtzuerhalten suchten, wurden in großer Zahl durch duldsameres, oft auch gänzlich unerfahrenes Leitungspersonal ersetzt. Die Folge war eine fortschreitende Demoralisierung der Armee. Die Verantwortlichen in der Hauptstadt waren anderer Ansicht und sahen sich dadurch bestätigt, dass ihre Appelle zu „revolutionärer Verteidigungsbereitschaft“ in der Truppe stets Begeisterung auslösten. Das beruhte jedoch darauf, dass sich die Soldaten vom Enthusiasmus der Redner

emotional mitnehmen ließen, ohne an Konsequenzen für ihr eigenes Verhalten zu denken. Es handelte sich daher faktisch um ein folgenloses, sofort verlöschendes Strohfeuer. Disziplin und Kampfbereitschaft schwanden. Zunehmende Desertionen und eine Welle der Verbrüderung mit feindlichen Truppen (die unter Führung ihrer Offiziere in die russischen Schützengräben kamen) zeigten, dass es den Soldaten vor allem darum ging, den als „Zwangsarbeit“ (*katorga*) empfundenen Kriegsdienst loszuwerden.

Im Laufe des Frühjahrs trat der rechtsbürgerliche Kriegsminister Gučkov zurück, als ihm bewusst wurde, dass die von ihm mit vorangetriebene Politik zur Auflösung der Armee führte. Sein Ressort übernahm der Sozialist Kerenskij, der sich als Marat der russischen Revolution sah, der aber – anders als sein französisches Vorbild – seine Aufgabe ohne Zwang und Gewalt erfüllen werde. Er sorgte dafür, dass der bisherige Oberkommandierende General Alekseev gehen musste, der im Rahmen des Möglichen auf Ordnung bestanden hatte, und durch den Karrieristen Brusilov ersetzt wurde, der sich in Allem nach den Wünschen des neuen Ministers richtete. Die Krise verschärfte sich: Die offenen Befehlsverweigerungen nahmen zu, die Gewalt gegenüber Vorgesetzten stieg an. Nachdem die Bolševiki schon zu Beginn der Revolution die Herrschaft über Kronstadt und die Baltische Flotte übernommen hatten, halfen Emissäre von dort im Juni die Disziplin auch auf den Schiffen im Schwarzen Meer zu beseitigen, die durch Admiral Kolčaks kluge Führung noch aufrechterhalten worden war. Vor dem Hintergrund sich ausbreitender Auflösungserscheinungen befahl Kerenskij im Juli eine Großoffensive an der Front im Westen. Diese endete in einer Katastrophe.

Die Ankunft Lenins im April hatte zu einem grundlegender Wandel der Lage im Innern geführt. Da seine Rückkehr aus dem Schweizer Exil von der deutschen OHL ermöglicht worden war, wollten ihn die bürgerlichen Politiker als Verräter verhaften, wurden daran aber von den sozialistischen Gruppen gehindert, die ihn als einen der ihren betrachteten. Nachdem die Bolševiki bis dahin zwar systematisch um Einflussnahme auf die Armee bemüht, dazu aber nur in geringem Um-

fang in der Lage gewesen waren, entfaltete jetzt ihre Agitation große Wirkung. Sie wandten sich kompromisslos gegen den bis dahin bestehenden Konsens, den Krieg an der Seite der Westmächte fortzusetzen und die Demokratie durch allgemeine freie Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Versammlung voranzutreiben. Die Anhänger Lenins wollten den Staatenkrieg in einen Bürgerkrieg transformieren, um so die Alleinherrschaft ihrer Partei durchzusetzen. Ihre populistischen Forderungen nach Kriegsende und Landverteilung stießen bei den Soldaten zumeist auf lebhaft Zustimmung, was die politischen Konkurrenten zunehmend in Bedrängnis brachte.

Die anlaufende Offensive an der Front sorgte bei denjenigen Einheiten in der Hauptstadt, die unter dem Einfluss der Boļševiki gegen den Krieg opponierten, für Empörung. Die Parteiführung hatte sie zwar auf einen künftigen Aufstand hin ausgerichtet, hielt diesen aber für verfrüht. Ihr Versuch, sie zurückzuhalten, scheiterte. Die demokratischen Sozialisten, die unmittelbar bedroht waren, wurden von der übrigen Garnison unterstützt, und der ebenso fähige wie entschlossene neue Oberkommandierende, General Kornilov, stellte die Ordnung her. Zum raschen Zusammenbruch der Rebellion trug bei, dass sich die Soldaten scharf gegen die Boļševiki wandten, als deren Finanzierung durch die deutsche Seite ruch-

bar wurde. Damit eröffnete sich die Aussicht auf eine Stabilisierung des demokratischen Regimes. Als Kornilov nach der Aufgabe Rigas durch Verbände, die nicht zu kämpfen bereit waren, umfassende Vollmachten zur Durchsetzung der militärischen Disziplin verlangte, benutzte Kerenskij, jetzt an der Spitze der Regierung, die Gelegenheit, um den, wie er meinte, bei Truppe und Bevölkerung allzu populären und übermäßig machtbewussten General durch Mobilisierung der Linkskräfte zu stürzen. Die Folge waren allgemeine Auflösung und totales Machtvakuum.

Ajrapetovs sehr detaillierte, genaue und zuverlässige Ausführungen beruhen auf einer breiten Kenntnis der Akten nicht nur Russlands, sondern auch anderer kriegführender Staaten und auf zahlreichen Memoiren beteiligter Personen sowie auf damaligen Zeitungen und Publikationen. Dem Leser werden die Entscheidungen, Haltungen und Wahrnehmungen der politischen und militärischen Akteure eindringlich vor Augen geführt. Das vorliegende Werk ergänzt als Darstellung der Vorgänge auf russischer Seite hervorragend das von westlichen Historikern gezeichnete Bild des Ersten Weltkriegs und zeigt, wie die Lage entstand, die den Anhängern Lenins – anfänglich nur eine kleine Splittergruppe – den Griff nach der Alleinherrschaft ermöglichte.

*Gerhard Wettig, Kommen*

DAVID R. STONE: *The Russian Army in the Great War. The Eastern Front, 1914–1917*. Lawrence, KS: University Press of Kansas, 2015. VII, 359 S., 19 Abb., 13 Ktn. = *Modern War Studies*. ISBN: 978-0-7006-2095-1.

Die militärhistorische Literatur zum Ersten Weltkrieg weist seit langem ein eigenartiges Ungleichgewicht auf. Während Werke über den Kriegsverlauf an der Westfront ganze Bibliotheken füllen, sind Bücher zum Kriegsverlauf in Osteuropa Mangelware. Wie der amerikanische Militärgeschichtler David Stone in der Einleitung seines Buches betont, ist dieses Ungleichgewicht nicht zu rechtfertigen und schwer nachzuvollziehen. Im Westen führte der Weltkrieg zu minimalen Veränderungen der Grenzverläufe. Mittel- und Osteuropa hinge-

gen wurden durch den Krieg tiefgreifend umgestaltet. Die Ostfront war alles andere als ein Nebenschauplatz des Ersten Weltkrieges. Ohne den Krieg wäre die Zarenherrschaft nicht zusammengebrochen, hätten die Kommunisten in Russland nicht an die Macht gelangen können. Wer das Revolutionsjahr 1917 verstehen will, der kommt nicht an der Frage vorbei, welchen Verlauf der Krieg an der Ostfront nahm und wie sich der Krieg auf die inneren Verhältnisse Russlands auswirkte. Mit David Stones Buch liegt eine kenntnisreich geschriebene Überblicksdarstellung zum Krieg in Osteuropa vor. Stone schildert den Krieg vornehmlich aus russischer Perspektive, bezieht aber auch die Perspektive des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns ein. Das Buch konzentriert sich strikt auf die Kampfhandlungen an

der Ostfront. Nichtmilitärische Aspekte des Krieges (z.B. Besatzungsherrschaft, Gefangene) werden kaum thematisiert.

In den beiden ersten Kapiteln erörtert Stone den Kriegsausbruch und den Zustand der russischen Streitkräfte am Vorabend des Krieges. Neuere Forschungsarbeiten, die Russlands und Frankreichs Anteil am Ausbruch des Ersten Weltkrieges höher gewichten, als es lange Zeit üblich war, haben in Stones Darstellung keine Spur hinterlassen. Stone weist Deutschland und Österreich-Ungarn die Hauptschuld am Kriegsausbruch zu. In seiner Schilderung der Juli-Krise zeigt er das Zarenreich in einer reagierenden Rolle; auf Frankreichs Rolle geht er nicht näher ein. Stone führt aus, dass die zarische Armee den Anforderungen eines modernen Krieges im Großen und Ganzen gewachsen war. Nach der Niederlage gegen Japan (1905) waren die Streitkräfte reorganisiert, vergrößert und mit der neuesten Kriegstechnik ausgestattet worden. Stone benennt aber auch einige Probleme, die die Schlagkraft der russischen Armee beeinträchtigten: Das Bildungsniveau der Soldaten, die zu 85 Prozent aus dem Bauerntum stammten, war niedrig. Im russischen Vielvölkerreich gab es kein Nationalbewusstsein, das die Bauernsoldaten hätte beflügeln können. Die soziale Basis für die Gewinnung von Offizieren war sehr schmal. Zu guter Letzt skizziert Stone, wie sich die Kriegsplanungen des russischen Generalstabes veränderten. Waren die Kriegspläne lange Zeit defensiv angelegt, so erfolgte ab 1908 der Übergang zu offensiven Kriegsplänen. Das geschah auf Drängen des Bündnispartners Frankreich. Im Falle eines deutschen Angriffes auf Frankreich sollte Russland seinen Verbündeten durch eine möglichst rasche Offensive gegen Deutschland entlasten.

Die Kapitel 3 bis 12 bieten einen Überblick des Kriegsverlaufs im Osten zwischen Sommer 1914 und Herbst 1917. Das Buch endet mit Russlands Ausscheiden aus dem Krieg nach dem Oktoberumsturz. Acht Kapitel entfallen auf das Kriegsgeschehen an den einzelnen Abschnitten der Ostfront: Ostpreußen und Baltikum; Russisch-Polen; Galizien; Rumänien. Zwei weitere Kapitel behandeln den Krieg im Kaukasus und die Verhältnisse an der russischen Heimatfront.

Das Buch ist als Synthese angelegt. Stone fasst die westliche und russische Forschungsliteratur zum Krieg im Osten zusammen. Da der Kriegsverlauf hinlänglich bekannt ist, fehlt es dem Buch an Überraschungsmomenten. Mehrere Karten helfen dem Leser, Stones Ausführungen nachzuvollziehen. Die einzelnen Kapitel sind bestimmten Phasen und Schauplätzen des Krieges gewidmet und folgen allesamt dem gleichen Schema: Zunächst erläutert Stone, welche strategischen Ziele sich Russland und die Mittelmächte gesetzt hatten, was sie mit ihren Offensiven zu erreichen suchten. Es folgt eine Schilderung des Kriegsgeschehens (Offensiven und Gegenoffensiven). Abschließend zieht Stone Bilanz: Welches Ergebnis hatten die einzelnen Operationen; wie wirkten sie sich auf den weiteren Kriegsverlauf aus?

Stone betont, dass die Herrschaft des Zaren nicht zusammenbrach, weil die russische Armee vernichtend geschlagen worden wäre. Der Zerfall Russlands ging nicht von der Front aus, sondern vom Hinterland. Russland war genauso wenig auf einen langen Krieg vorbereitet wie die anderen Großmächte. Je länger der Krieg dauerte, desto deutlicher zeigte sich, dass das Zarenreich den enormen militärischen und wirtschaftlichen Herausforderungen nicht gewachsen war. Jede enttäuschende Nachricht von der Front erschütterte die fragile Staats- und Gesellschaftsordnung. Zwar errangen die russischen Armeen einige Siege, vor allem in der Anfangsphase des Krieges, aber keiner dieser Siege reichte aus, den Krieg im Osten zu entscheiden. Die russischen Truppen erlitten durchweg unverhältnismäßig hohe Verluste, die sich nur schwer ausgleichen ließen. Russlands unerschöpfliches Reservoir an Soldaten existierte nur auf dem Papier. Unter den russischen Heerführern fehlte es an brillanten Köpfen. Die russische Wirtschaft hatte Mühe, den Materialbedarf der Truppen zu decken. Während die Mittel- und Westmächte ihre Gesellschaften umfassend für den Krieg mobilisierten, belastete und behinderte das wechselseitige Misstrauen zwischen Autokratie und Zivilgesellschaft die russische Kriegsführung. Zur politischen Krise kam im Winter 1916/17 eine akute Versorgungskrise. Nach der Abdankung des Zaren und der Ausrufung der Republik war an eine effektive Fortführung des Krie-

ges nicht mehr zu denken. Zu Tausenden desertierten die kriegsmüden Soldaten. Als Lenin und die Bol'seviki die Macht an sich rissen, gab es keine russische Armee mehr, die diesen Namen verdiente.

Stone erzählt eine Geschichte, die in Grundzügen jedem vertraut ist, der sich schon einmal näher mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigt hat. Das Zarenreich war nicht stark genug, um beide Mittelmächte gleichzeitig niederzuringen. Aber auch den Mittelmächten gelang es nicht, Russland militärisch in die Knie zu zwingen. Mit dieser Pattsituation kamen Deutschland und Österreich-Ungarn besser zurecht als das Zarenreich. Zur Jahreswende 1916/17 waren Russlands Möglichkeiten erschöpft, in die Offensive zu gehen. Die russische Armee konnte allenfalls noch die gegnerischen Truppen binden, aber keine kriegsent-

scheidende Wende an der Ostfront mehr herbeiführen. Noch vor der Februarrevolution meuterten die ersten russischen Einheiten. Für den Zaren kam es nicht in Frage, die westlichen Verbündeten im Stich zu lassen und aus dem Krieg auszuscheiden. Das starrsinnige Festhalten am Bündnis mit Frankreich und Großbritannien sollte auch der Provisorischen Regierung zum Verhängnis werden. Die Mittelmächte konnten es sich leisten, auf eine Verschärfung der inneren Krise Russlands zu setzen, und ihre Rechnung ging schließlich auf. Die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für die Geschichte Russlands lässt sich kaum überschätzen. Wer sich für die Frage interessiert, wie der Krieg zur russischen Doppelrevolution von 1917 beitrug, der wird in David Stones Buch kompetente Antworten finden.

*Andreas Oberender, Berlin*

Getman P. P. Skoropadskij. Ukraina na perelome. 1918 god. Sbornik dokumentov. Otv. red. i otv. sost. O. K. Ivancova. Moskva: Rosspën, 2014. 1087 S., 15 Abb., Tab. ISBN: 978-5-8243-1852-4.

Die Zeit des Hetmanats von Pavlo Skoropadskij gerät immer wieder in den Mittelpunkt des historiographischen Interesses. Nur selten handelt es sich dabei aber um russische Forscher. Die Herausgeber des vorliegenden Quellenbandes haben sich allerdings zum Ziel gesetzt, das Thema nun auch auf die Agenda russischer Historiker zu setzen.

Die gesammelten Dokumente beleuchten die Zeit des Hetmanats ausschließlich im Rückblick. Der Band besteht aus zwei ungleichen Teilen, sowohl was den Umfang als auch was die Art der Quellen betrifft. Im ersten Teil werden Auszüge aus 14 Memoiren von Ministern, Vizeministern, Provinzgouverneuren und anderen Vertretern der obersten Regierungskreise veröffentlicht, die in der Emigration verfasst wurden. Dreizehn davon stammen aus den Beständen des Staatsarchivs der Russischen Föderation (GARF) in Moskau. Der zweite, wesentlich kleinere Teil besteht aus Dokumenten der Untersuchungskommission des Direktoriums der Ukrainischen Volksrepublik (UNR), die die mutmaßlichen Verbrechen des Re-

gimes gegen die ukrainische Unabhängigkeit untersuchen sollte, darunter Verhörprotokolle von zehn Ministern bzw. Vizeministern. Diese Quellen (und eine aus dem ersten Teil) stammen aus dem Zentralen Staatsarchiv der Obersten Macht- und Verwaltungsorgane der Ukraine (CDAVO) in Kiew.

Sowohl in der Ukraine als auch in Russland fällt die Geschichtswissenschaft nur allzu oft der Geschichtspolitik zum Opfer, was das vorliegende Buch leider bestätigt. Bereits im Vorwort des ehemaligen ukrainischen Bildungs- und Wissenschaftsministers Dmytro Tabacnyk, das er offenbar noch vor den Evromajdan-Protesten verfasst hat, wird der Leser damit konfrontiert. Es ist nicht nur zutiefst polemisch, sondern erklärt auch unumwunden, dass mit dem Band politische Ziele verfolgt werden: Durch historische Parallelen soll die auf Russland ausgerichtete Politik des damaligen Präsidenten der Ukraine Viktor Janukovyč verteidigt werden. Durch die Wertung der Zentralrada als demokratisch nicht legitimes Ergebnis einer „Flurverschwörung der Führung einiger politischer und kulturologischer Organisationen, Vereine und Gesellschaften“ versucht Tabacnyk die „Orangene Revolution“ von 2004/2005 zu diskreditieren, mit der er sie auf eine Stufe stellt (S. 8). Darüber hinaus enthält der Text

viele faktische Fehler, auf die hier aus Platzmangel nicht eingegangen werden kann. Gegen Ende des Vorwortes zieht Tabačnyk ganz ausdrücklich eine Linie von der prorussischen Ausrichtung des Hetmanats zur Annäherung der Ukraine an die von Russland angeführten Eurasische und Zollunion (S. 21).

Die vom Leiter der russischen Archivagentur Andrej Artizov und von Oľga Ivancova stammende Einleitung liefert den historischen Kontext der Quellen, beschreibt den ukrainischen und russischen Forschungsstand zum Hetmanat und erklärt die Herkunft und Auswahl der Quellen. Leider gelingt es auch hier den Autoren nicht, wertende Beschreibungen der ukrainischen Nationalbewegung und des Hetmanats zu vermeiden. Die ukrainische Nationalbewegung beschreiben sie dabei als eine Art Projekt der Mittelmächte (S. 23–24, 32) oder als chauvinistische, stets gegen Russland gerichtete Bewegung (S. 30). Das Hetmanat war den Autoren zufolge der Versuch einer „gesellschaftlichen und politischen Restauration“ (S. 29), zugleich aber ein „liberal-demokratisches“ Regime (S. 31), was nicht recht zusammenpassen will. Auch macht die wiederholte Nutzung des – im Russischen verächtlich klingenden – Begriffs „samostijnyj“ im Zusammenhang mit der ukrainischen Nationalbewegung und das ausgiebige unkritische Zitieren Skoropads'kyjs und seiner Mitstreiter neben einigen faktischen Fehlern den Autoren keine Ehre.

Ironischerweise wird die insgesamt positive Bewertung der Politik Skoropads'kyjs durch Tabačnyk, Artizov und Ivancova von den gesammelten Memoiren in Frage gestellt. Deren Autoren zeichnen das Bild eines Staatsapparats, der kaum fähige Fachkräfte mobilisieren konnte und in dem die meisten Stellen mit ungeeigneten und bestenfalls mittelmäßigen Personen besetzt waren, deren ineffektive Arbeit zudem von Intrigen und durch Einmischung der Besatzungsmächte behindert wurde.

Alle Autoren schreiben höchst subjektiv; besondere Aufmerksamkeit richten sie auf die Schilderung anderer Vertreter des Hetmanats und des Hetmans selbst, der Intrigen zwischen ihnen sowie der Intrigen der deutschen und österreichisch-ungarischen Besatzungsmächte, deren Ziel es of-

fenbar war, Russland nachhaltig aufzusplittern und so weit wie möglich zu schwächen. Die ukrainische Nationalbewegung und die Bol'seviki erscheinen den Memoirenschreibern als Produkte der Mittelmächte. Man erfährt mal mehr, mal weniger über deren eigentliche Tätigkeit in ihren Ressorts; die Lage im Land wird nur am Rande beleuchtet. Dafür geben die Memoiren einen hervorragenden Einblick in die Ansichten der russischen antiukrainisch orientierten Kreise in der Ukraine. Sie zeigen auch, wie die großrussisch gestimmten Emigranten ihre Mitwirkung am ukrainischen Staat vor der russischen Emigrationsöffentlichkeit zu rechtfertigen versuchten. So ist z.B. die Argumentation überaus beliebt, die Ukraine habe als Stützpunkt für eine Befreiung des von den Bol'seviki kontrollierten Großrusslands dienen und danach wieder Teil des geeinten Russlands werden sollen. Außerdem zeigen die Memoiren die Haltung oder vielmehr die Abneigung großrussisch orientierter liberaler und konservativer Kreise gegenüber der ukrainischen Nationalbewegung. Die Sprachenfrage nimmt einen wichtigen Platz ein, unabhängig davon, welchem Ressort der jeweilige Autor angehörte. Die ukrainische Sprache wird gern als künstlich und aus Österreich importiert beschrieben (im Gegensatz zum „kleinrussischen Dialekt“); das Bestehen auf deren Verwendung gilt als Zeichen von radikalem Chauvinismus. Diverse Ausdrucksformen der ukrainischen Staatlichkeit werden als operettenhaft beschrieben, insbesondere wenn es um Uniformen geht. Wie so oft sagen die Memoiren über ihre Autoren selbst mehr aus als über die beschriebenen Ereignisse.

Die Verhörprotokolle im zweiten Teil bieten einen anderen Blick auf die Tätigkeit der Minister des Hetmanats. Da es den Betroffenen diesmal darum ging, ihre Tätigkeit vor dem Direktorium zu rechtfertigen, bemühten sie sich um eine unverfängliche bzw. positive Darstellung ihrer Tätigkeit und des Hetmanats aus der Sicht der ukrainischen Staatlichkeit. Außerdem kommen hier auch die ‚ukrainophilen‘ Minister des kurzlebigen zweiten Kabinetts zu Wort.

Die Herausgeber haben sich alle Mühe gegeben, die Quellendokumente möglichst genau wiederzugeben. In der Einleitung finden sich In-

formationen zu deren Form und Entstehungsschichte. Alle von den Verfassern selbst vorgenommenen Änderungen, beispielsweise Durchstreichungen oder Randnotizen, sind detailliert angegeben, bis hin zum verwendeten Schreibwerkzeug und dessen Farbe. Ukrainische oder zweisprachige Dokumente sind in der Originalsprache und in russischer Übersetzung abgedruckt. Im reichhaltigen Anmerkungsapparat werden die für das Verständnis der Epoche wichtigen Begriffe und Ereignisse erklärt. Biographische Angaben zu

den erwähnten Personen, ein Personen- und ein geographisches Register schließen die Edition ab. Insgesamt ist den Herausgebern eine umfangreiche Sammlung persönlicher Zeugnisse aus der höchsten Machtebene des Hetmanats gelungen, die allerdings für die Untersuchung von dessen inneren Widersprüchen besser geeignet ist als für die Ziele der Herausgeber. Das Vorwort kann zu dem mittlerweile ebenfalls als zeitgeschichtliche Quelle angesehen werden.

*Dimitri Tolkeatsch, Freiburg i.Br.*

MARTA POLSAKIEWICZ: *Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2015. IX, 249 S., 7 Abb. = *Studien zur Ostmitteleuropaforschung*, 35. ISBN: 978-3-87969-402-0.

Nachdem der Erste Weltkrieg in Ostmitteleuropa für lange Zeit bisher eher stiefmütterlich behandelt wurde, führten in den letzten Jahren runde Jahrestage zu einem Anstieg des Interesses und einer Zunahme an Publikationen. Bei der vorliegenden, überaus geglückten Studie handelt es sich um die überarbeitete Fassung der Dissertation von Marta Polsakiewicz. Auf einer breiten Grundlage, bestehend aus Archivdokumenten, darunter auch persönlichen Briefen oder Tagebucheinträgen der Protagonisten, und der einschlägigen Literatur gelingt es der Autorin, ihr Thema auszubreiten, ohne sich zu stark im Detail zu verlieren. Wie der Titel bereits verrät, verlief die deutsche Okkupationspolitik zwischen zwei Extremen, der Gewährung kultureller Autonomie bei gleichzeitiger ökonomischer Ausbeutung. Der Fließtext ist gut lesbar, logisch aufgebaut, und knappe Zusammenfassungen rufen das bereits Gelesene in Erinnerung. Zu kritisieren wären höchstens der leserunfreundliche Stil der Fußnoten; man muss ständig im Literaturverzeichnis nachschlagen, um zu wissen, welche Arbeit gemeint ist, sowie die Tatsache, dass einzelne Angaben unkritisch aus der Historiographie der Volksrepublik Polen übernommen wurden. Wenn beispielsweise behauptet wird, der Lebensstandard der fast 10 % Großbürger in Warschau sei während des Krieges prak-

tisch nicht gesunken (S. 20), so erscheint dies als unrealistisch im Angesicht einer Teuerung um mehr als das Fünffache.

Lobenswert an dieser Arbeit ist, dass sie sich nicht nur auf Warschau beschränkt, sondern das gesamte Generalgouvernement sowie auch internationale Entwicklungen miteinbezieht. Die Autorin untersucht ihre Fragestellungen sowohl aus deutscher als auch aus polnischer Perspektive. Sie bietet eine differenzierte Darstellung und arbeitet eine breite Auswahl an Themen ab, ohne oberflächlich zu werden. Weiterhin gelingt es ihr, überzeugend darzustellen, welchen Umbruch die deutsche Besatzung in Warschau einleitete. Auch zieht sie wiederholt gelungene Vergleiche mit Ober Ost, um zu belegen, dass Warschau eine gewisse Sonderrolle in der deutschen Okkupationspolitik im Osten spielte. Ebenso arbeitet sie gelungen die Gegensätze zwischen Oberster Heeresleitung, Reichsregierung und deutscher Zivilverwaltung heraus sowie die mit dem Bündnispartner Österreich-Ungarn.

Nach einer etwas knappen Einleitung widmet sich Polsakiewicz Warschau unter russischer Herrschaft, wo ein gewisser Druck der Russifizierung spürbar war, der selbst beim Kirchenbau auftrat. Wegen der strategischen Bedeutung der Stadt, der Festung und möglicher Unruhen weilten 150.000 Angehörige des Militärs in Warschau. Während die Stadt im Reich als fortschrittlich galt, gab es offenbar keine funktionierende Stadtplanung, und wegen der Beschränkungen durch die Festung war die Bevölkerungsdichte sehr hoch. Mehr als ein Drittel der Stadtbevölkerung waren Juden, und die Autorin geht wiederholt in sämtlichen Kapiteln

auf die polnisch-jüdischen Beziehungen ein. Den Konflikt zwischen beiden Gruppen nutzte der russische Staat, um sie gegeneinander auszuspielen. Bei Kriegsausbruch rief das Manifest des russischen Oberkommandierenden noch positive Reaktionen hervor. Doch bald stellten sich Requirierungen, Versorgungs- und Flüchtlingsprobleme ein. Bürgerkomitees, vergleichbar mit den Zemstvos in Russland, traten auf den Plan. Seit Juni 1915 erfolgten Evakuierungen.

Das folgende Kapitel stellt das Herzstück der Arbeit dar. Es behandelt den Übergang auf die deutsche Herrschaft und die Struktur der Besatzungspolitik. Chronologisch erstreckt es sich bis zum Herbst 1916, behandelt bei einzelnen Punkten auch spätere Daten. Durch Zugeständnisse wollten die beiden deutschen Hauptprotagonisten, Generalgouverneur Hans Hartwig von Beseler, und seine rechte Hand, Bogdan Graf von Hutten-Czapski, die Unterstützung der Bevölkerung gewinnen. Der Leser gerät ein wenig ins Staunen, was die Deutschen alles zur Gewinnung polnischer Sympathie taten: Ein Pole wurde zum Stadtpräsidenten Warschaws berufen, Polnisch zur gleichberechtigten Verwaltungssprache, die Schulpflicht eingeführt, die beiden Hochschulen der Stadt polonisiert, erstmals seit fünfzig Jahren ein Stadtrat gewählt, Gewerkschaften durften wieder aktiv werden, polnische nationale Feiertage wurden begangen, Infrastrukturmaßnahmen durchgeführt, das Gesundheitswesen verbessert, das Stadtbild entrussifiziert usw. Auch die Situation der Juden besserte sich. Doch dieses positive Bild hatte auch eine Kehrseite: Da das Deutsche Reich durch die alliierte Seeblockade weitgehend vom internationalen Handel ausgeschlossen war, wurden alle besetzten Gebiete gnadenlos wirtschaftlich ausgebeutet. Dies belegt die Autorin auch an ihrem Beispiel. Wenn beispielsweise zu viele Pferde ausgehoben werden, dann fehlt der Landwirtschaft ihre Arbeitskraft. Erschwerend kam noch hinzu, dass Warschau früher eher durch russische Lebensmittel als durch das Hinterland versorgt wurde. All dies führte zu einem sinkenden Lebensstandard, hoher Inflation, Unterernährung, einer anfangs hohen Arbeitslosigkeit und einem erheblichen Ansteigen der natürlichen Sterblichkeit. Angesichts dieser Umstände er-

scheint es als klar, dass die deutsche Besatzungspolitik ungeachtet aller Zugeständnisse nicht die Sympathie der Polen erringen konnten. Auch war das weitere Schicksal Polens sowie seiner Grenzen unklar, sollte es ein deutscher Vasallenstaat werden, an Russland zurückgegeben oder sollte das russische Teilungsgebiet an Österreich-Ungarn angegliedert werden?

So gekonnt die Verfasserin die ökonomische Ausbeutung darstellt, versteigt sie sich doch zu der etwas verqueren Behauptung, die wirtschaftliche Schwäche sollte Polen für die Unterordnung eines Vasallenstaates vorbereiten und Konkurrenz der deutschen Industrie ausschalten (S. 135). Dies macht weder ökonomisch noch politisch Sinn. Im Gegenteil, von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit eines Satellitenstaates profitiert immer auch das Zentrum und eine Schwächung wirkt sich negativ aus.

Im nächsten Kapitel behandelt die Autorin den Höhepunkt der deutschen Okkupationspolitik, also den Zeitraum vom Herbst 1916 bis Herbst 1917. Im November 1916 wurde das Regentschaftskönigreich Polen proklamiert; es wurde versucht, polnische Truppen für den Kampf an der Ostfront anzuwerben, angesichts des „Weißblutens“ an der Westfront ein logischer Schritt, und auch die Juden erhielten eine eigene Proklamation. Trotzdem blieb die Stimmung eher national und antideutsch, der Okkupant verschleppte nämlich die Einrichtung der proklamierten Staatlichkeit und beutete weiter aus. Auch die Einflüsse der internationalen Entwicklungen wie der Februarrevolution und der Kriegseintritt der USA werden dargestellt.

Das letzte Kapitel widmet sich dem Ende der deutschen Herrschaft. Die Oktoberrevolution und die Brester Verträge mit der Ukraine und Sowjetrussland beeinflussten die Situation. Es kam wiederholt zu Streiks und Lohnaufständen angesichts der fortgesetzten Ausbeutung. Die Zivilverwaltung wollte Ruhe und Ordnung bewahren, die nationale und kulturelle Entfaltung fördern sowie einige Verwaltungsbereiche an Polen abgeben. Tatsächlich wurde die polnische Staatlichkeit durch die Schulung polnischer Beamter ein Stück weit vorbereitet, möglicherweise handelte es sich jedoch nur um eine Maßnahme, um zu-

künftig deutsches Personal zu sparen. Letztlich zögerte der Okkupant bis zuletzt, reale Macht zu übergeben. Mit der Novemberrevolution brach das Besatzungsregime endgültig zusammen, doch es erfolgte eine wohl weitgehend geregelte Übergabe der Amtsgeschäfte.

Ein kluges und ausgewogenes Fazit, eine englischsprachige Zusammenfassung, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register run-

den diese Monographie ab. Diese Arbeit kann nur als überaus gelungen und empfehlenswert bezeichnet werden. Hoffentlich wird dieses Werk für die polnischen Leser auch in einer Übersetzung vorgelegt. Wer sich für Besatzungspolitik des Ersten Weltkriegs, sei es nur im Vergleich zum II. Weltkrieg, oder für polnische Zeitgeschichte interessiert, der sollte dieses Buch wirklich lesen.

*Olaf Mertelsmann, Tartu*

MARK R. HATLIE: *Riga at War 1914–1919. War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis*. Marburg: Herder-Institut, 2014. 362 S., 11 Abb., 10 Tab., 2 Ktn. = Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 30. ISBN: 978-3-87969-377-1.

Die überarbeitete Fassung von Mark Hatlies Doktorarbeit schließt eine Forschungslücke zur Historiografie der Geschichte Rigas während des Ersten Weltkriegs. In *Riga at War* werden die Geschehnisse in der baltischen Metropole unter militärgeschichtlichen und politischen Aspekten untersucht, wobei sowohl Vorkriegs- als auch Nachkriegszeit angemessen einbezogen werden. Neben Besatzungen, kriegerischen Auseinandersetzungen, Flucht, Vertreibungen und Deportationen stehen sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte im Fokus. Wie im Untertitel *War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis* angekündigt, werden insbesondere die Erfahrungen der ethnischen Bevölkerungsgruppen Rigas gesondert betrachtet, die divergierenden Narrative gefiltert. Und hier liegt auch die Stärke des Buches: Anhand von autobiographischen Erfahrungen gelingt es Hatlie, seinen historiographisch-faktologischen Erzählstrang durch Multiperspektivität zu durchbrechen. Wie Erfahrungsgeschichte gewinnbringend mit der übergeordneten Matrix der „Ereignisgeschichte“ verknüpft und gespiegelt werden kann, wird hier exemplarisch gezeigt.

Den multiethnischen Charakter, „the ethno-confessional fragmentation“ der Halbmillionenstadt (S. 26) greift Hatlie mit Quellen der lettischen Mehrheitsbevölkerung, der russischen sowie der deutschen Minderheit auf, wohl wissend, dass auch hier der zur Verfügung stehende Quellenbestand nur einen Ausschnitt an Erfahrungs-

werten bieten kann. Wie unterschiedlich die Perception von jeder Ethnie bzw. deren Elite ausfallen konnte, wird in der sorgfältigen Bearbeitung der autobiographischen Quellen deutlich. Hatlie begibt sich – dies sei in diesem Kontext ergänzt – mit seinem Gebrauch der Kategorie „Ethnie“ nicht in den oft schwer zu verhandelnden Diskurs um Nationalität, nationale Identität oder Indifferenz.

Die wenigen Jahre zwischen dem Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 und dem Friedensvertrag mit Sowjetrußland im Jahr 1920 prägten Riga in Form von Gewalt und politischer Instabilität: Besatzungen, Bürgerkrieg, Regimewechsel und wirtschaftliche Einbrüche stellten die Stadt an der Daugava/Düna vor bis dato unbekannte demographische und soziale Herausforderungen. Denn noch 1914 stellte Riga mit seiner gefragten Hafenanlage und seinem enormen Industriewachstum eine der wirtschaftlich und militärisch wichtigsten Metropolen des Russischen Reiches dar. Doch schon die ersten Vorböten der militärischen Auseinandersetzung brachten Flüchtlingsströme, Massenevakuierungen und den Abbau von Industrieanlagen, worauf nach jahrelangem Belagerungszustand die deutsche Besatzungszeit folgte. Die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg führte zu einer ersten, kurzen Phase lettischer Nationalstaatlichkeit, die nur allzu bald von einem kommunistischen Regime abgelöst wurde. Das Ringen um die politische Macht dominierte den Alltag der Rigaer Bevölkerung bis weit ins Jahr 1919.

Der Verfasser spürt diesen Gewalterfahrungen nach, indem er Einzelereignisse wie den Besuch Zar Nikolaus' I. vor dem Krieg, Begräbnisfeiern anlässlich der ersten gefallenen lettischen Sol-

daten, den Geburtstag Kaiser Wilhelms II. während der Zeit der deutschen Besatzung oder auch die 1.-Mai-Feiern während des kommunistischen Regimes 1919 als Gedächtnisorte der jeweiligen ethnisch geprägten Bevölkerungsgruppen analysiert. Mithilfe dieser Erinnerungspunkte schafft er ein „memorial landscape“, auf dem die unterschiedlichen Perzeptionen kaum deutlicher zu Tage treten könnten. Gerade Gedenkfeiern bieten wie wohl kaum andere Erinnerungsorte den öffentlichen Raum für Manifestationen von Gruppenzugehörigkeiten bzw. Loyalitäten und geben Aufschluss über ethnisch-nationale Differenzen.

Mit diesem Vorgehen gelingt es dem Verfasser, die unterschiedlichen Haltungen der Bevölkerungsgruppen gegenüber den jeweiligen „Staatsmächten“ herauszuarbeiten und einander gegenüberzustellen: Für die lettische und damit größte Bevölkerungsgruppe mit einem Bevölkerungsanteil von ca. 40 %, die erstmals nach Jahren der deutschen Vorherrschaft die politischen Instabilitäten nutzen konnte, um eigene nationalstaatliche Perspektiven zu entwickeln, wurde Riga das Symbol im Kampf um staatliche Unabhängigkeit. Die zweitgrößte städtische ethnische Gruppe, die russische Bevölkerung mit einem Anteil von ca. 20 %, verschwand infolge der Evakuierung 1915 für lange Zeit aus dem Stadtbild. Die politische Vision der über Jahrhunderte dominierenden, allerdings nur noch ca. 13 % der Einwohnerschaft Rigas zählenden deutschen Bevölkerung bestand in den Zeiten der deutschen Besatzung darin, den Anschluss an das Deutsche Reich zu erträumen. Riga wurde somit zu einem Schauplatz, an dem sich mehr als in anderen Städten des großen Russischen Reiches der Zusammenhang des Untergangs des Imperiums mit dem Untergang des Deutschen Reiches mit allen Folgen nachzeichnen lässt.

JAMES LYON: *Serbia and the Balkan Front, 1914. The Outbreak of the Great War.* London, New York: Bloomsbury Academic, 2015. XVI, 306 S., 20 Abb., 7 Ktn. ISBN: 978-1-4725-8004-7.

Cer und Kolubara – ein Gebirge bzw. ein Fluss,

Bei dem Kampf um die Vorherrschaft in Riga ging es daher um mehr als um die Frage der städtischen Dominanz. Die lettische und die deutsche Seite stritten um die politische Ausrichtung und Orientierung einer ganzen Region, was bekanntlich in der Bildung eines Nationalstaates münden sollte.

Neue Räume entstehen, alte können neu besetzt werden. Das „spacing“ im Sinne Andrea Löws zeigt sich hier, in Riga, in den lokalen Machtkämpfen um Kirchen oder andere kulturelle Stätten. Dabei handelte es sich nicht nur um Aushandlungen zwischen den Interessen der Kirchen; vordergründige Glaubenskämpfe konnten, wie am Beispiel der Inbesitznahme von Kirchen – so die russisch-orthodoxe Kirche durch die Deutschen – gezeigt wird, staatlich gelenkt und politisch im Sinne von Herrschaftsaneignungen motiviert sein.

Die Wahrnehmung der Kriegereignisse – so lautet daher Hatlies Fazit – lässt sich in der Kategorie ethnischer Zugehörigkeit und Identität filtern. Diese zum Teil gegensätzlichen Perzeptionen wurden jedoch erst durch die gerade an der Macht beteiligten staatlichen Mächte bzw. politischen Autoritäten forciert. Sie waren maßgeblich daran beteiligt, eine gemeinsame und verbindende Ausgestaltung der Erinnerung und des Gedenkens zu verhindern.

Hatlie lässt seinen Blick über ethnisch-national determinierte Erfahrungs- und Handlungsmuster in den Raum postimperialer Erfahrungen schweifen, wie sie Minderheiten und Mehrheiten in der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges in zahlreichen osteuropäischen Ländern, zwischen den Reichen stehend, erleben mussten. Rigas Bevölkerung erlebte wohl stärker als in den meisten anderen Städten die Folgen davon, in den „maelstrom of world politics“ geraten zu sein (S. 315).

*Anja Wilhelmi, Lüneburg*

südwestlich von Belgrad gelegen – sind nicht allein Toponyme aus der Geographie Serbiens, sie stehen zugleich für die ersten verlustreichen Kämpfe des Ersten Weltkrieges in Südosteuropa. Ausgefochten wurden sie in der zweiten Jahreshälfte 1914 in den Grenzgebieten Serbiens zu

Bosnien-Herzegowina. Und diesen Kämpfen, d.h. dem österreichisch-ungarischen Angriff auf Serbien und der Verteidigung durch das serbische Heer in den Monaten von August bis Dezember 1914, widmet sich James Lyon in seiner Monographie, und zwar *en détail*. Das Werk lehnt sich, auch dies sei erwähnt, im Wesentlichen an die 1995 an der University of California in Los Angeles eingereichte Dissertation des Verfassers an. Lyon widmet sich in seinem Buch in elf mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehenen Großkapiteln der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges – unter besonderer Berücksichtigung der Stellung Serbiens in der Region –, vor allem aber den Kriegsschauplätzen und -ereignissen in Serbien samt den hier beobachtbaren militärischen Auswüchsen und Problemen. Dabei verdeutlicht der Autor sehr genau die nichtlinearen Entwicklungen der militärischen Ereignisse in Serbien, die nicht allein mit dem militärischen Geschick (aber auch dem Unvermögen) einzelner Heerführer zu tun hatten, sondern auch stark beeinflusst waren von Witterungsbedingungen und letztlich auch glücklichen Fügungen. Lyons Ziel ist es wiederum, die diplomatischen und militärischen Schlachten von 1914 unter Berücksichtigung des sozialhistorischen Kontextes, „from a Balkan perspective“, darzustellen (S. 4). Hierfür hat er vor allem Archive in Serbien konsultiert und die wichtigsten serbokroatischen Titel zusammengetragen. Leider fehlt aber eine intensivere Diskussion und Auseinandersetzung mit der neueren deutsch- bzw. englischsprachigen Literatur. Zwar nimmt er ein Mal Bezug auf Christopher Clarks viel besprochenes Buch *The Sleepwalkers*, indem er seiner Einschätzung der Geschehnisse im Kontext des Attentats in Sarajevo widerspricht (S. 35), doch Arbeiten von beispielsweise Günther Kronenbitter („Krieg im Frieden“. *Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906–1914*) oder auch Manfred Rauchensteiner (*Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*) bleiben leider unberücksichtigt. Aber es geht Lyon nun einmal auch weniger um die Habsburgermonarchie; im Fokus stehen Serbien und die Balkanfront im Jahr 1914.

Die Frage, wie es zum Krieg kam, bleibt nicht ausgespart. Der Autor geht in den ersten drei Ka-

piteln auf den historischen Kontext, die Situation auf dem Balkan und die serbische wie österreichisch-ungarische Balkandiplomatie bis 1914 ein. Er zeichnet dabei auch das schwierige und komplexe Verhältnis von Regierung und Geheimorganisationen (*Narodna odbrana; Crna ruka*) in Serbien nach und kontextualisiert mitunter die Mitgliedschaft in der illegalen Organisation *Mlada Bosna* (Junges Bosnien), aus deren Reihen die jungen Attentäter des 28. Juni 1914 kamen. Der Schwerpunkt von Lyons Arbeit liegt aber eindeutig auf der Darlegung jener Ereignisse, die dem Attentat folgten. Hier schildert der Autor die einsetzenden Übergriffe gegenüber der serbischen Bevölkerung in der Habsburgermonarchie, die diplomatischen Bemühungen Serbiens auf der Suche nach Bündnispartnern in der Region und dann vor allem die militärische Konfrontation, die Lyon stellenweise buchstäblich minutiös rekonstruiert. Darin liegt seine Stärke, nämlich in der Auseinandersetzung mit dem militärischen Verlauf. Er legt die Stärken wie Schwächen der sich bekriegenden Heere offen und vermag es plausibel darzulegen, weshalb das wesentlich besser ausgestattete und zahlenmäßig bedeutend größere österreichisch-ungarische Heer dem Serbischen unterlag. Der Leser erfährt dabei auch, mit welchen Nöten die Heere – insbesondere das Serbische, dessen Soldaten weder über ausreichend Munition noch über die notwendige Winterkleidung verfügten – zu kämpfen hatten und welche Verluste sie im Zuge der einzelnen Schlachten erleiden mussten. Desertionen auf beiden Seiten macht er dabei ebenso zum Thema wie den oftmals blinden Eifer des Oskar Potiorek, der noch in Sarajevo hauptverantwortlich für die Sicherheitsvorkehrungen während des Besuchs des Erzherzogs Franz Ferdinand war, im August 1914 zum Oberbefehlshaber aller Balkanstreitkräfte ernannt wurde und dessen teilweise gravierende militärische Fehlentscheidungen gutteils verantwortlich waren für das militärische Desaster Österreich-Ungarns in Serbien.

Und auch das sei gesagt: Nicht immer lassen sich die Aussagen des Autors mit den von ihm angeführten Literaturhinweisen belegen; so zerstörte beispielsweise die graue Eminenz Dragutin Dimitrijević (Apis) Ende Juli 1914 nicht „especially those [documents]“, die einen Bezug zur Geheim-

organisation *Crna ruka* hatten (S. 63, Anm. 50) – in der angegebenen Quelle ist lediglich von „mitunter“ die Rede –; Serbiens Kriegsziel war es auch nicht allein, alle Serben in einem Staat zu vereinen (S. 65, Anm. 59) – kurioserweise wird dies mit Titeln unterfüttert, in denen eher „jugoslawische“ Bezüge groß gemacht werden –; und die Behauptung, Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich persönlich stehe hinter dem Telegramm vom 13. Dezember 1914, worin dazu aufgerufen wurde, eine Niederlage der 5. Armee unbedingt zu vermeiden, kann mit der angegebenen Quelle nicht belegt werden (S. 231, Anm. 31).

Abgesehen von diesen handwerklichen Fehlern überzeugt das Buch in seinen militärhistorischen Ausführungen zum Kriegsverlauf in Serbien, vom Angriff auf Belgrad Ende Juli/Anfang August bis zum militärischen Fiasko der österreichisch-ungarischen Streitkräfte Anfang Dezember 1914 im Zuge der Schlacht an der Kolubara. Wenig Neues erfährt man dagegen hinsichtlich der politischen Vorgeschichte, die zwar solide erzählt wird, doch ohne neue Erkenntnisse oder Hypothesen.

Edvin Pezo, Regensburg

### Allgemeine Rezensionen

### Nach Perioden, Ländern, Themen

SVEN FREITAG: Ortsumbenennungen im sowjetischen Russland. Mit einem Schwerpunkt auf dem Kaliningrader Gebiet. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2014. 206 S., 14 Graph., 24 Tab. = Kieler Werkstücke. Reihe F: Beiträge zur osteuropäischen Geschichte, 10. ISBN: 978-3-631-65589-4.

Bei vorliegendem Werk handelt es sich um eine Kieler Dissertation zur osteuropäischen Geschichte vom Jahr 2013, welche bei Ludwig Steindorff entstand. Auf Grund des Themas ist das Buch nicht nur für Historiker, sondern ebenso für Sprachwissenschaftler, besonders natürlich für Slawisten interessant.

Eingangs postuliert Freitag, dass Ortsumbenennungen ein Teil der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts seien, also nicht allein nur ein sowjetisches Phänomen. Er belegt dies an vielfältigen Beispielen, unter anderem in Elsass-Lothringen und in Südtirol. Selbst wenn es folglich Ortsumbenennungen schon immer, also auch in Russland bereits vor 1917 gab, änderten sich doch danach in erheblichem Umfang die Anzahl und die Motive. Galt es vorher vor allem, nicht ‚wohlklingende‘ Ortsnamen mit Bezeichnungen aus dem Geschlechtsleben bzw. der Fäkalsprache oder aber beleidigenden Inhalts zu eliminieren bzw. herausragende Persönlichkeiten zu ehren, so nahmen in der frühen Sowjetunion Quantität und Qualität der Ortsumbenennungen eine neue Dimension an. Es galt nun, vermeintlich politisch

belastete Ortsnamen ändern und zugleich der neuen, kommunistischen Ideologie und Propaganda und dem beginnenden Personenkult durch Ortsumbenennungen entsprechenden Raum zu verschaffen. Ab 1945 wurden derartige Anstrengungen intensiviert, wie Freitag nicht nur am Beispiel des *Kaliningradskaja oblast'*, sondern auch anhand von Ortsumbenennungen auf den Japan 1945 wieder abgenommenen Kurilen sowie in den vormals finnischen Gebieten des *Leningradskaja oblast'* aufzeigt. Hier ging es aus propagandistischen und ideologischen Gründen um eine „kontrollierte Änderung der Namenslandschaft“. Diese Maßnahme diente einerseits der Identitätsfindung der neu anzusiedelnden Bevölkerung, doch ebenso, und dieser Befund überrascht, der Russifizierung durch Ausweitung des russischen Sprachraums. So lehnte man eine, im Prinzip eigentlich naheliegende, Anregung von hohen litauischen Funktionären ab, im nördlichen Ostpreußen 1945/46 auch litauische Ortsnamen einzuführen. Insgesamt unterscheidet Freitag auf S. 65 fünf Zeitperioden für Umbenennungen zu sowjetischer Zeit. Er geht aus slawistischer Sicht ausführlich und sachkundig auf die dazu verwandten Oikonyme ein. Historisch interessant ist die große Rolle des Zufalls bei der Umbenennung. So wurde die alte slawische Bezeichnung für Königsberg, „Korolevec“, zwar geprüft, aber aus ideologischen Gründen verworfen. Eigentlich sollte die Stadt nunmehr „Baltijsk“ heißen, doch starb zufällig

wenige Wochen vor der amtlichen Umbenennung Michail Kalinin am 3. Juni 1946, und so erhielt sie ihren heute noch gültigen Namen. Der Ortsname „Baltijsk“ fiel deshalb an die nahegelegene Hafencity Pillau. Einen sowjetischen „Masterplan“ zur flächendeckenden Ortsumbenennung hat es in der spätstalinistischen Sowjetunion nie gegeben. Es galt vielmehr die Regel: Je größer die umzubenennende Stadt bzw. Ortschaft war, auf desto „höherer“ Ebene wurde über den neuen, natürlich ideologisch „richtigen“ Namen entschieden. Interessant sind Freitag's Beobachtungen, dass trotzdem gerade in Ostpreußen alte und neue Ortsnamen zumeist mit demselben Buchstaben anfangen. Ähnlich wie dem Rezensenten aus Polen bekannt ist, behielten dabei Ortschaften mit

Bahnhöfen mit am längsten ihre alten Bezeichnungen, weil hier schnelle und spontane Umbenennungen zu einem Verkehrschaos geführt hätten

Insgesamt hat Sven Freitag eine anregende Arbeit auf einem noch wenig bearbeiteten Gebiet verfasst. Kritisch wäre anzumerken, dass die bekannten 26 Kommissare in Baku nicht geköpft, wie auf S. 202 fälschlich angegeben, sondern erschossen wurden. Zudem sind die im Originalmanuskript höchstwahrscheinlich farbigen Diagramme in den nunmehr ununterscheidbaren Grautönen der Druckfassung kaum noch eindeutig lesbar (z.B. S. 162 und 163).

*Jürgen W. Schmidt, Berlin*

JAMES H. MEYER: *Turks Across Empires. Marketing Muslim Identity in the Russian-Ottoman Borderlands, 1856–1914*. Oxford: Oxford University Press, 2014. XII, 211 S., 11 Abb. = Oxford Studies in Modern European History. ISBN: 978-0-19-872514-5.

An airplane incident in November 2015 temporarily damaged the relations between Ankara and Moscow. The interaction between Turkey and Russia suddenly attracted the attention of the broader international scholarship. Back in the imperial past, both states shared a common border in the Black Sea region, in the Caucasus and beyond. In a number of other regions, Moscow's and Ankara's geopolitical and geocultural interests collided just as those of the Ottoman Istanbul and Tsarist St. Petersburg did. The confrontation and Russian-Ottoman wars of the eighteenth and nineteenth century first of all meant interaction that turned into quite close cooperation between Bolsheviks and Kemalists in the 1920s. The cooperation between these two pivotal countries in Eurasia has for decades been in the focus of research among scholars of the Cold War, of Russian, Turkish and Oriental Studies. Most publications, however, suffered from a distinct asymmetry of sources, usually caused by the one-sided linguistic training of the historians. This aspect along with an complicated access to Russian Archives

during the last years make research on a area-studies-crossing topic such as the relations and interaction between Russia and Turkey quite difficult. While Turkey has remained a subject of investigation among students of Oriental Studies and Turkology, Russian history and politics are in the focus of scholars of East European and Russian Studies. Unfortunately, the numerous entanglements between these societies lie outside of traditional area studies boundaries. There is a tiny group of researchers who is able to overcome the cleavage and do master a (comparative) analysis of the entanglements between Tsardom and Ottoman Empire. Along with the older generation of historians such as Tadeusz Swietochowski and some others, Audrey Alstadt, Michael Reynolds and James H. Meyer belong to the cohort of the researchers capable to read and analyze not only Russian but also Turkish sources.

The path-breaking monograph under review is authored by James H. Meyer, Associate Professor of Islamic world history at Montana State University. The book was published in 2014 by Oxford University Press and sheds light on the intellectual interaction between different Turkic activists throughout the Russian and Ottoman Empire after the end of the Crimean War and until the outbreak of the First World War. At the very beginning of the narrative, Meyer depicts the settings in both empires during the second half of the nine-

teenth century by describing the subjecthood regimes in both states. The so-called “trans-imperial Muslims” – Crimean and Kazan Tatars as well as Azeris – are in the center of Meyer’s portraying of the intensive interplay between Tsardom and Ottomans. The subjecthood and the possession of a passport of one or of both empires are analyzed as a chance and possibility to wander across the borders, to emigrate, immigrate and re-emigrate again and again. Along with the mass emigration of the Turkic subjects of the Tsardom towards the Ottoman Empire throughout the eighteenth and nineteenth centuries from Central Russia, Crimea and later from the Caucasus, there were numerous intellectuals who directly contributed to the circulation of ideas across the borders, such as Yusuf Akçura, İsmail Gasprinskii, Ahmet Ağaoğlu and Ali Hüseyinzade. Meyer shows how these Russian-born intellectuals launched intellectual projects by founding journals and publishing booklets and political manifestos both in Istanbul and in Baku, on the Crimea and in Kazan. By doing so they contributed to the knowledge transfer between the Muslim and Turkic communities of both empires and even beyond. The interaction between Russia and (post)Ottoman Turkey had a distinct European dimension. Yusuf Akçura, İsmail Gasprinskii, Ahmet Ağaoğlu and Ali Hüseyinzade studied and spent several years in Europe, mostly in Paris. They were fluent in Russian and French. Along with some Ottoman-born intellectuals, this group of “trans-imperial Muslims” co-shaped the intellectual movement of Pan-Turkism.

Meyer has read critically the previous research on the history of Pan-Turkism (Zenkovsky, Landau) as well as the earlier biographies of the above-mentioned intellectuals (Georgeon, Shissler a.o.). There has been written a number of works on Akçura, Gasprinskii and Ağaoğlu. Meyer’s in-

novation consists of a critical reading of these intellectuals’ own writings throughout the decades of their sojourns throughout the Turkic worlds. He includes into his research the writings of Russian-born intellectuals published in the Ufa-, Bakhchesaray-, Baku- as well as Istanbul-based periodicals. The inclusion of the correspondence between Akçura, Gasprinskii and Ağaoğlu, and other Azeri and Tatar activists with each other is of paramount importance. At the end of the monograph, the reader gets acquainted with the contacts of the Turkic exiles and Ottoman-born intellectuals such as Halide Edip and Ziya Gökalp.

Meyer demonstrates brilliantly the shifts in articulation of cultural and political identities as well as change of the specific vocabulary in the written texts of the Turkic intellectuals. They adapted their own articles by using a set of religious and civilizational categories depending on the audience they aimed to reach. The author investigates the writings in the Russian Turkic cities at the turn of the century when the protagonists of the Muslim Enlightenment interacted with the Tsarist authorities using special codes in order to avoid accusation of being a Pan-Turkist or Pan-Islamist. Their argumentation changed after they moved to late Ottoman Istanbul and again under the rule of the Committee of Unity and Progress, once more during the early Republican period. Turkic intellectuals like Akçura and Ağaoğlu are depicted by Meyer as very educated and multilingual wanderers between cultures. Both in Russia and in Turkey, they thought primarily of their own small communities. They admitted and appropriated the “languages of empires” in order to articulate these interests in a proper way.

The monograph of Meyer is a nice example of a study on borderland and cross-cultural interplay between Russia and Turkey.

*Zaur Gasimov, Istanbul*

CHRISTIAN AXBOE NIELSEN: Making Yugoslavs. Identity in King Aleksandar’s Yugoslavia. Toronto [etc.]: University of Toronto Press, 2014. XI, 388 S., 5 Tab., 2 Graph., 1 Abb., 1 Kte. ISBN: 978-1-4426-2750-5.

Auch ein Jahrzehnt nach dem Ende des Bosnienkriegs reißt die Flut an Literatur über die jugoslawischen Nachfolgekriege nicht ab. Während die Titozeit dagegen kaum neue Forschung anzuregen scheint, ist auch das erste Jugoslawien der Zwischenkriegszeit ein beliebtes Thema für neue

historische Studien. Üblicherweise konzentriert sich diese Forschung in den Nachfolgestaaten und im angelsächsischen Raum. Der Autor von *Making Yugoslavs* ist aber an der Universität von Århus in Dänemark beheimatet. Die Tatsache, dass Christian Axboe Nielsen für diese Monographie Archive in nahezu allen Nachfolgestaaten besucht hat, macht seine Arbeit über die Identitätspolitik der Königsdiktatur von Aleksandar I. (1929–1934) beispielhaft. Die Distanz zwischen Århus und Belgrad macht sich vielleicht dadurch bemerkbar, dass der Autor Diktatur und Nationsbildung von oben genauso offen und ohne moralische Wertung betrachtet wie diese oder jene Nationalbewegung.

Ähnlich wie Mark Biondich oder Dejan Djokic interessiert sich Nielsen weniger für die diskursiven und doktrinären Feinheiten der nationalen Ideologien der Vorkriegszeit als für die Umsetzung eines ambitionierten Nationsbildungsprogramms durch den König und den jugoslawischen Staat insbesondere ab 1929. Der König kehrte sich entschieden gegen Parlamentarismus sowie gegen „Tribalismus“ (d.h. nationalen, aber auch religiösen Partikularismus). Auffällig ist dabei, dass der Autor im historisch-einleitenden zweiten Kapitel über die zwanziger Jahre betont, dass diese Integrationspolitik und damit der jugoslawische Staat von Anfang an zum Scheitern verurteilt waren. Die skizzierte Entwicklung begann aus seiner Sicht mit der „flawed Vidovdan Constitution“ (S. 41), und das Scheitern von Aleksandars jugoslawischer Ideologie war „in many ways overdetermined“ (S. 247). Und bei diesem Versagen steht für Nielsen das Nationale im Mittelpunkt. Die Schwächen der parlamentarischen Demokratie und der latente Autoritarismus der Monarchie waren jedoch keine jugoslawischen Eigenheiten, sondern galten für ganz Ost- und Südosteuropa, auch in Staaten ohne derartige Nationalitätenprobleme. Am Ende dieses Kapitels und in den Schlussfolgerungen des Buches spricht der Autor dieses europäische Gesamtbild der Zwischenkriegszeit an und konterkariert die nationale Lesart, indem er betont, dass die kroatische Frage eine gewichtige soziale und eine regionale Dimension kannte.

Zu den Vorzügen der Studie gehören nicht nur

die Breite der besuchten Archive im ehemaligen Jugoslawien und die zahlreichen zeitgenössischen Zeitungen, die mit einschlägigen Berichten und Interviews zitiert werden. Anders als viele angelsächsischen Historiker rezipiert Nielsen auch die Schlüsselautoren der einschlägigen deutschsprachigen Fachliteratur wie Holm Sundhaussen und Aleksandar Jakir. Kehrseite dieses Reichtums an Quellen und Literatur ist ein Buch mit 250 Seiten Haupttext und 100 Seiten Endnoten und Bibliographie. An diesen Punkten überwiegen die Vorteile aber deutlich und sind die Entscheidungen des Autors nachvollziehbar. Fraglicher ist meines Erachtens die Strukturierung des Buches – eine rein chronologische Ordnung, nicht nur auf der Ebene der (sechs) Kapitel, sondern auch innerhalb jedes Kapitels. Die Folge ist, dass Einzelergebnisse, Zeitungsberichte oder politische Vorgänge scheinbar den Lauf der Argumentation bestimmen. Eine Rechtfertigung oder einen Leitfaden für diesen Aufbau sucht der Leser vergeblich. Größere Themen werden an einem nicht immer nachvollziehbaren Punkt der Erzählung aufgegriffen und erörtert, wie zum Beispiel die wichtige Sokol-Bewegung (S. 113 ff. und nochmals bei den ersten Erfolgen S. 147 ff.) oder die Belgrader Versuche, das Erbe von Stjepan Radić mittels der Gründung einer jugoslawischen Bauernbewegung an sich zu reißen. Manche Paragraphen sind eher anekdotisch-illustrativ zu verstehen oder übersteigen die chronologische Ordnung, zum Beispiel ein an sich hochinteressanter Abschnitt über Metaphern im politische Diskurs. Kapitel 5 entzieht sich mit dem Titel *Policing Yugoslavism: Surveillance, Denunciations, and Ideology in Daily Life* wiederum dieser Zeitschiene. Eine Alternative wäre, zumindest für die Schlüsselkapitel, eine thematische Ordnung gewesen, entweder innerhalb eines jeden Kapitels oder für die gesamte Periode von 1929 bis 1934/35. Die Gliederung der sechs Kapitel in vier Teile mit ein oder zwei Kapiteln wirkt genauso unüberlegt wie die Überschrift von Teil 4: *The Assassination of Aleksandar and the Strange Afterlife of His Dictatorship*. Das einzige dazugehörige Kapitel beginnt nämlich 1931 mit der neuen Verfassung und der Gründung einer Staatspartei als Pseudodemokratie, während der Mord sich bekanntlich erst im Oktober 1934 im Hafen von

Marseille ereignete. Somit befindet sich über die Hälfte der untersuchten Periode (1929–1935) in einem einzigen Kapitel, das auf den Königsmord zusteuert. Diese kompositorischen Fragen sind den reichhaltigen und aufschlussreichen Forschungsergebnissen abträglich. Insbesondere denjenigen, die noch nicht gut in die Geschichte und Literatur zum Jugoslawien der Zwischenkriegszeit eingeführt sind, erschließt sich Nielsens Studie nicht. Die berechtigte Feststellung im Vorwort (S. IX), dass zur Herrschaft von Aleksandar I. relativ wenig geschrieben wurde, wird im Weiteren nicht durch einen Dialog mit der Historiographie vertieft. Dem Leser bleibt somit unklar, ob der Autor neue Interpretationen vorschlägt oder nur eine zeitliche Lücke in der Literatur schließen möchte.

Nielsens Studie ist keine politische Biographie im engeren Sinne allein schon deshalb, weil Aleksandars Herrschaft ab 1921 bis zur Proklamation der Königsdiktatur nur cursorisch besprochen wird und umgekehrt das erste Jahr nach seiner Ermordung auch Teil der Darstellung ist. Er identifiziert zwar Berater des Monarchen, betont aber dessen Eigenwilligkeit und eigene Überzeugungen. Entschieden zu kurz kommt in der Darstellung die Frage, wie sich die Nationsbildungspolitik dieser Phase von der davor und der danach

unterschied. Während die Gründe für die Proklamation der Königsdiktatur vom 6. Januar im gesamteuropäischen Zeitbild und in ihren jugoslawischen Spezifika ausführlich erforscht und dargestellt sind, bleibt die Frage nach Bruch und Kontinuität ab 1934/35 unbeantwortet. Die Zäsur von 1929 wird auf der letzten Seite expliziert: „The level of state coercion, and the synergies between that coercion and official state ideology during King Aleksandar’s dictatorship eclipsed anything previously seen in southeastern Europe.“ (S. 251) Die Schlussfolgerungen beziehen das Scheitern des ambitionierten Zentralisierungs- und Nationsbildungsprogramms des Monarchen auf die Titozeit und den Zerfall des zweiten Jugoslawiens, aber nicht auf die Jahre zwischen Königsmord und dem deutsche Einmarsch im April 1941. Zu dieser Phase gibt es lediglich den aufschlussreichen Satz: „Finally, even those – Serbs and on-Serbs – who truly embraced integral Yugoslavism turned to increasingly aggressive and exclusivist ideologies after the death of Aleksandar.“ (S. 251) Hätte der Autor diese beiden übergeordneten Thesen an den Anfang gestellt, würde sich das Buch besser in die Forschungslandschaft integrieren und seine Erkenntnisse leichter dem Leser preisgeben.

*Wim van Meurs, Nijmegen/Kleve*

BIRGIT HOFMANN: Der „Prager Frühling“ und der Westen. Frankreich und die Bundesrepublik in der internationalen Krise um die Tschechoslowakei 1968. Göttingen: Wallstein, 2015. 472 S., 5 Abb. = Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert, 10. ISBN: 978-3-8353-1737-6.

Das Jahr 1968 ist für die wissenschaftliche und für die breite Öffentlichkeit seit langem die Verkörperung einer ganzen Epoche: Mit diesem Datum verbindet man umfangreiche Entwicklungsstränge der politischen, sozialen, kulturellen und medialen Lebensbereiche der europäischen Länder; dieses Datum verleiht einer ganzen Generation ihren Namen und bezeichnet ihre existenzielle Erfahrung. Allerdings beziehen sich die lebhaften wissenschaftlichen Diskussionen der

letzten Jahre primär auf die westliche Perspektive und sie ignorieren weitgehend die Tatsache, dass das Jahr 1968 zu einer entscheidenden internen und externen Zäsur auch für den Ostblock geworden ist. Birgit Hofmann entschied sich, eines der bedeutendsten Ereignisse dieses Jahres zum Dissertationsthema zu machen, das gleichermaßen für den Westen wie für den Osten relevant ist: die Reformen des „Prager Frühlings“ und ihr tragisches Finale. Eine „Pionierleistung“ eigener Arbeit sieht die Autorin selbst nicht nur in ihrem Bestreben, viele fest verankerten Vorstellungen bezüglich der Rolle des Westens in den Ereignissen von 1968 zu revidieren. Diese Leistung bestünde auch im Versuch, die Symptomatik des Krisenverhaltens der westeuropäischen Staaten auf der internationalen Bühne und die Symptomatik der Veränderung ihrer

politischen Strategien in Reaktion auf eine äußere Krise aufzuzeigen.

Hofmann verzichtete darauf, die Außenpolitik eines Landes als Fortsetzung der Innenpolitik mit anderen Mitteln zu erforschen. Vielmehr stellt sie Außenpolitik als komplexe Kette von Reaktionen auf Herausforderungen anderer Staaten und politischer Blöcke dar, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung waren. Hofmann analysiert Wechselwirkungen zwischen den Akteuren, die an der Krise beteiligt waren (in diesem konkreten Fall sind es die Länder des Ostblocks), und den sogenannten „Referenzaktoren“ (den westeuropäischen Staaten). Die Beteiligung der letzteren war zwar nur potenziell, sie beeinflusste jedoch die unmittelbaren Akteure spürbar und verleitete sie zu präventiven, oft fehlgeleiteten Schritten.

Der in der Überschrift verwendete Begriff „Westen“ ist in der Monographie vor allem als ein breiter ideologischer und politischer Kontext präsent. Das Hauptaugenmerk ist einer Vergleichsanalyse der Positionen zweier Länder gewidmet: Frankreich und Westdeutschland. Es sollte darauf verwiesen werden, dass im Unterschied zu einer detaillierten Darstellung der westdeutschen Außenpolitik, die sich aus Einflüssen unterschiedlicher Parteien, Politiker und Interessensgruppen wie z.B. der Sudetendeutschen, ergibt, die französische Außenpolitik wie eine zur Transformation unfähige Einheit erscheint. Hoffmann erklärt sie kategorisch zur unmittelbaren Verlängerung von de Gaulles Weltbild, obwohl sie selbst den Schluss zieht, dass alle wichtigen Veränderungen in den Beziehungen zwischen den west- und den osteuropäischen Staaten vor der Krise gerade auf einem nichtpolitischen Gebiet stattgefunden hätten: im Bereich der Kulturdiplomatie, beim Abschluss von Partnerschaftsverträgen, bei Besuchen international anerkannter Intellektueller, in symbolischer Rhetorik und Gesten.

Die Quellenbasis der Untersuchung ist breit angelegt und gründlich aufgearbeitet: Die Autorin analysiert Archivgut, veröffentlichte Quellensammlungen, öffentliche Medien, Erinnerungen und Interviews der Zeitzeugen. Trotz der beabsichtigten Interdisziplinarität greift die Forscherin nicht durchgehend auf die neuesten Ergebnisse

benachbarter Fächer zurück: Im Hinblick auf die sich rasant entwickelnden „memory studies“ scheint ihr Einsatz von Politikermemoiren (z.B. von F.-J. Strauß) als ein einziger Beleg für wichtige Thesen unzureichend zu sein (S. 423). Mit mehr Fokus auf Quellen und Forschungsliteratur zur Geschichte Osteuropas und der UdSSR hätte die Autorin die Motivation der unmittelbaren Krisenbeteiligten weniger schematisch darstellen können und Fehler bei der Benennung von Personen aus der sowjetischen Führung vermieden (S. 60).

Insgesamt schafft Hofmann es aber, die komplexe und gegensätzliche Verflechtung der Faktoren anschaulich darzustellen, welche die Handlungsstrategien des Westens in der Krise um die Tschechoslowakei bedingten: Der Einsatz von Warschauer-Pakt-Truppen wurde zwar für möglich gehalten, nicht aber bei der Planung der Gegenmaßnahmen berücksichtigt. Am Scheitelpunkt der Krise konnten sich die Weststaaten nicht einigen. Die fest verankerten (falschen) Wahrnehmungen der Situation und die spezifische Instrumentalisierung von Erfahrungen mit früheren Krisen zwischen NATO und Warschauer Pakt standen ihnen im Weg. Die Skepsis des französischen Präsidenten gegenüber den Reformen des Prager Frühlings sowie seine Wahrnehmung von A. Dubček als eines weiteren „Apparatschiks“ überlagerten sich mit der grundsätzlichen Einschätzung de Gaulles, die Verletzung der Volkssouveränität in der Tschechoslowakei sei eine unausweichliche Folge der Verträge von Jalta. Das Ausbleiben aktiven Widerstands der Bevölkerung wurde als Fehlen entsprechender nationaler Gesinnung gedeutet. Im Hinblick darauf sowie auf die stets drohenden Ausweitung der Krise zu einem Atomkrieg entschieden sich die USA gegen einen Militäreinsatz. Die Autorin hat die Handlungen der BRD als das Resultat eines Dilemmas dargestellt: Der Wunsch nach einer Annäherung an die tschechoslowakischen Reformer in der Tradition der europäischen Sozialdemokratie einerseits und die Angst, die UdSSR zu provozieren, andererseits, die stark von der DDR beeinflusst war. Die widersprüchliche Position der USA, die ihr Alleinrecht auf Interessenvertretung des „Westens“ in Verhandlungen mit dem sozialistischen Block verteidigen wollten, belastete die Situation. Genauso

wirkte sich der Konflikt zwischen der BRD und Frankreich aus, das auf die Emanzipierungsversuche des „Juniorpartners“ in der Entspannungspolitik mit der Beschuldigung reagierte, die westdeutschen Politiker würden eine Invasion provozieren. Obwohl alle Westländer die Vorstellung von einer Verletzung des internationalen Rechts teilten und die Verurteilung der Souveränitätsverletzung bei ihnen einheitlich ausfiel, konnten die „Referenzaktoren“ keine neuen Wirkungsinstrumente außer des im Rahmen des Kalten Krieges erprobten Spektrums finden: einer Resolution der UNO und des Drucks der Medien.

Trotz einer insgesamt negativen Erfahrung der westeuropäischen Staaten war die Postkrisensituation durch eine bedeutende Wandlung in den außenpolitischen Strategien gezeichnet. Die Autorin ist der Meinung, dass die BRD, obwohl sie zum Hauptziel der sowjetischen Propaganda wurde, ihr Ansehen im Vergleich zur DDR verbessern konnte: Die letztere trat als Aggressor auf und verlor ihr angehäuften Symbolkapital. Andererseits führte die auf der Einschätzung des Kriseninstrumentariums der USA basierende Entscheidung, an der eigenen „Ostpolitik“ festzuhalten, zur allmählichen Transformation der Hallstein-Doktrin. Dies wiederum begünstigte die internationale Anerkennung der DDR. Hofmann bestreitet die in der Forschung etablierte Vorstellung von der BRD als einer „USA-Marionette“, hebt aber gleichzeitig mehrmals hervor, dass die Lage des jungen Staates, der durch die historische Erfahrung vorbelastet war und von der internationalen Öffentlichkeit mit Misstrauen beobachtet wurde, nicht eindeutig war. Die ersten Handlungsversuche der BRD auf der internationalen Arena bewirkten einen Kon-

flikt nicht nur mit der UdSSR, sondern auch mit dem verbündeten Frankreich.

Die herausgearbeiteten, nach Meinung der Autorin symptomatischen westeuropäischen Reaktionen auf die außenpolitische Krise motivierten Hofmann zu breiten, im Schlussteil des Buchs dargelegten Parallelen nicht nur mit den Samtenen Revolutionen von 1989, sondern auch mit der jetzigen Situation. Hofmann greift auf die im heutigen deutschen Diskurs verbreiteten Metaphern von der Wiederbelebung der „Brežnev-Doktrin von 1968“ in der „Putin-Doktrin“ zurück und stellt Betrachtungen über die wichtigste Aufgabe der „Demokratien“ an. Diese bestehe darin, die westlichen Werte immer wieder neu zu bestimmen und dieses imaginäre Ganze gegenüber „autoritären und diktatorischen Regimen“ zu schützen. Dabei wird der gesamte innovative Gehalt der Arbeit am Ende auf die eine deterministische Feststellung verkürzt, Europa habe als einheitlicher Referenzraum bereits in den sechziger Jahren bestanden. Indessen scheint die Interessenambivalenz der westlichen Länder vor dem Hintergrund des Kalten Krieges in der Argumentation klar auf: das Konfliktpotenzial innerhalb des „Westblocks“, der ständige Wandel der Strategie in den einzelnen Krisenphasen und in Abhängigkeit von den jeweiligen Beziehungen zwischen den Supermächten, die aus 1968 resultierende Stabilisierung der bipolaren Strukturen. Es scheint, die Perspektive für die Forschung würde gerade in den impliziten Schlussfolgerungen der Autorin über die Notwendigkeit einer weiteren Diversifikation der Eindeutigkeits- und Einheitlichkeitsvorstellung von den Blockstrukturen und über die Analyse ihrer „Vernetzungsgeschichten“ liegen.

*Oksana Nagornaja, Čeljabinsk*

ANTI SELART: *Livonia, Rus' and the Baltic Crusades in the Thirteenth Century*. Leiden: Brill, 2015. 385 S., 2 Ktn. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 29. ISBN: 978-90-04-28474-6.

Diese bereits als Dissertation auf Estnisch und dann 2007 in deutscher Sprache in Köln unter dem Titel *Livland und die Rus' im 13. Jahrhundert*

veröffentlichte Arbeit wurde leicht ergänzt und aktualisiert, die Bibliographie ist „angliert“, und Rezensionshinweise wurden berücksichtigt; in der Grundstruktur erfuhr sie aber keine Änderungen. Insofern kann auf die seinerzeitige generell positive Besprechung in dieser Zeitschrift (56 [2008], S. 587–589) verwiesen werden. Die damals nicht aufgeschlüsselte inhaltliche Struktur sei kurz aufgezeigt. Nach einer einleitenden Vorstellung der

Konfessionsverhältnisse, der westlichen Missionsansätze für den Raum und der päpstlichen Position folgen zwei Hauptteile, chronologisch getrennt durch den Amtsantritt des Rigaer Erzbischofs Albert Suerbeer 1245. Auch diese Teile werden zeitlich gegliedert in einen Zeitraum bis etwa 1230 sowie die dreißiger und vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts mit einem abschließenden Quellenkapitel in Teil 1, in Teil 2 mit einer Zäsur etwa 1260 sowie einem erneuten Blick auf die russischen Territorien in den osteuropäischen Quellen von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Ein Anhang bringt Personallisten der wichtigsten Herrscher, genealogische Tafeln, Karten sowie eine Ortsnamenskonkordanz. Eine sehr ausführliche Bibliographie und ein Register beschließen den Band.

Zu betonen bleibt die konsequente Sicht von Livland nach Osten, auf die Rus', die bei der Betrachtung der livländischen Auseinandersetzungen, d. h. als die Region in westliches Bewusstsein trat, auch in der westlich orientierten Historiographie normalerweise zu kurz kommt. Die Form ist ausgesprochen kleinschrittig narrativ und daher gut nachzuvollziehen. Selarts wichtigstes Ergebnis sei nochmals festgehalten: In seiner Untersuchungszeit von ca. 1180 bis 1330 habe es keine Kreuzzugsplanung gegen die Rus' gegeben, es habe also kein genereller West-Ost-Gegensatz geherrscht. Gerade die situativ wechselnden Bündnisse, von ihm detailliert verfolgt, verdeutlichen diese Hauptthese in einleuchtender Art.

Beeindruckend ist die Breite der Quellen- und Literatursichtung, auch in sprachlicher Hinsicht. Dabei bemüht sich der Autor, ideologisch verfestigte Meinungen anhand intensiver Quellenanalyse zu relativieren. Typisches Beispiel ist seine Bewertung der Schlacht auf dem Eis des Peipussees 1242 zwischen Alexander von Novgorod („Nevskij“) und dem Deutschen Orden. Wenn noch im

Jahr 2016 eine russische Karikatur Präsident Obama und Kanzlerin Merkel in Nachfolge des Ordens gegen Russland ziehen lässt, während Außenminister Steinmeier sich in Kenntnis jener Schlacht und ihres Ausgangs für die Angreifer rechtzeitig abseilt (siehe Spiegel Online v. 22.6.2016 nach einer Veröffentlichung der staatlichen Nachrichtenagentur Ria Novosti), wird die immer noch existente ideologische Bedeutung im 20./21. Jahrhundert sichtbar. Selart dagegen stellt die Schlacht für das 13. Jahrhundert „in the context of local struggles for power“; ihr Charakter „as a significant event in the world history is based on purely ideological concerns and has little to do with the historical evidence“ (S. 168). Andererseits akzeptiert er die Tatsache, dass das Ergebnis die mittelalterliche Grenze zwischen Orthodoxie und römisch-katholischer Welt bildete. Hinzuzufügen wäre, dass diese Grenze auch politisch eine der stabilsten in Europa wurde, bis in die Gegenwart. Gleichzeitig gab die Schlacht das unmittelbare Signal zum Aufstand der Prußen gegen den Deutschen Orden, der erst sieben Jahre später mit einem Vertrag beendet wurde, in dem die Prußen mit dem Orden als Vertragspartner auf Augenhöhe standen. Damit hatte das mittelalterlich-lokale Ereignis doch weiterreichende Folgen, als zum Zeitpunkt des Ereignisses absehbar war. Hier wird die Schwierigkeit einer Bewertung nur aus dem Geschehen selber erkennbar, als allgemeines Problem bei Auslassung von Folgeerscheinungen und der Rezeptionsaufarbeitung.

Dieser an einem Einzelbeispiel verdeutlichte, jedoch zu generalisierende Einwand schmälert allerdings nicht die Bedeutung des Werkes für die thematische Aufarbeitung wie auch der neuerlichen Herausgabe für die Vermittlung in den englischen Sprachraum, in dem bereits die Region weitgehend unbekannt ist.

Udo Arnold, Bonn

CHRISTIAN DOMNITZ: *Hinwendung nach Europa. Neuorientierung und Öffentlichkeitswandel im Staatssozialismus 1975–1989*. Bochum: Winkler, 2015. 454 S. = Herausforderungen, 23. ISBN: 978-3-89911-225-2.

Die Relevanz und Aktualität der hier angezeigten

Studie *Hinwendung nach Europa* beweisen sowohl die pro-europäische Revolution von 2013/14 in der Ukraine als auch die europaskeptischen Regierungen in Ungarn oder Polen, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise. In vier Kapiteln geht Christian Domnitz der Frage nach, wie Europa in

den staatssozialistisch geprägten Gesellschaften der ČSSR, der DDR und der Volksrepublik Polen imaginiert und erzählt wurde, wobei er sowohl die offizielle als auch in der Untergrundpublizistik in den Blick nimmt. Auf einer weiteren Ebene zeigt er am Beispiel der um „Europa“ kreisenden Debatten, wie in den drei betrachteten Staaten ein freilich unterschiedlich stark ausgeprägter Wandel der Öffentlichkeitsstruktur in Gang kommt. Dabei betrachtet er die repräsentative Öffentlichkeit der Parteieliten ebenso wie die Gegenöffentlichkeit der Dissidenten. Eng an die jeweiligen publizistischen Akteure angelehnt fragt er nach dem Entstehen der dissidentischen Gegenöffentlichkeit, nach Zensur und Presselenkung, aber auch nach individuellen und redaktionellen Umgehungsstrategien, die die „Grenzen des Sagbaren“ in der offiziellen Publizistik veränderten.

Den Ausgangspunkt für den Öffentlichkeitswandel wie auch für die Europadebatten erblickt Domnitz im KSZE-Prozess und der Schlussakte von Helsinki. Diese gab den Dissidenten und Oppositionellen mit den im Korb III festgeschriebenen Menschenrechten nicht nur die Möglichkeit, den Kontrast zwischen *pro forma* zugesicherten und *de facto* gewährten Rechten vor nationalem wie europäischem Publikum als Vertragsverletzung anzuprangern. Über die Formel von der „Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“, auf die sich der KSZE-Prozess gründete, drang Europa als Berufungsinstanz bis tief in die offizielle Publizistik vor.

Im ersten Kapitel stellt der Autor drei Zeitschriften der regierungsnahen Publizistik und ihre jeweilige Rolle in der nationalen Öffentlichkeit vor, die wegen ihres internationalen Anspruchs und der sich daraus ergebenden großen Präsenz von Europannarrativen das Herzstück des ohnehin umfangreichen Quellenkorpus bilden. Es handelt sich um die tschechische *Tvorba*, die polnische *Polityka* und den ostdeutschen *Horizont*. Sie klopfen Domnitz auf das Verhältnis zu Regierung und Presselenkung, Kontakte der Redakteure zu den Geheimdiensten, Beziehungen zur Wissenschaft und auch zur Untergrundpublizistik ab, wobei er zum Teil starke Unterschiede zwischen den einzelnen Zeitschriften herausstellt. Ebenso sucht er nach dem nationalen Selbstbild und nach grenz-

überschreitenden Kontakten der Redaktionen und Redakteure. Während Domnitz eine grundsätzlich große Nähe zum System feststellt, gelingt es ihm zugleich auch, teilweise eigensinnige Strategien von Publizisten aufzuzeigen, die Grenzen des Sagbaren zu weiten.

Im zweiten Kapitel wendet sich Domnitz den kommunistisch-dogmatischen Europannarrativen zu: Die Abgrenzung nach außen, insbesondere aber nach Westen, ökonomische Ost-West-Kooperationen im Rahmen der KSZE, Friedenspropaganda sowie natürlich die „Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“. Der Autor arbeitet überzeugend heraus, dass sich die staatssozialistische Herrschaft trotz internationalistischer Rhetorik über die Betonung des Nationalen legitimierten, weshalb sie sich nicht nur vom westlichen Europa, sondern auch von den Nachbarstaaten abgrenzte. Die gleichzeitige Festlegung auf die Sowjetunion als wichtigsten Partner zementierte deren Dominanz. Die Fixierung auf nationale Souveränität habe sich etwa im Schlagwort von der „friedlichen Koexistenz“ niedergeschlagen, die anders als die westeuropäischen Einigungsbemühungen keine transnationalen Bindungen beinhaltete. Durch die offiziell positiv bewertete Zusammenarbeit mit dem Westen im KSZE-Prozess habe dieser jedoch immer weniger als Feindbild erhalten können. Die offizielle Europa-Publizistik habe also thematische Schneisen geschlagen, derer sich die Untergrund-Publizistik schließlich mit Widerspruch oder umdeutender Aneignung bedienen konnte.

Deren Narrativen ist das dritte und umfangreichste Kapitel gewidmet. Sie kreisten zunächst um Menschenrechte im „Europa von Helsinki“, nahmen sich aber auch der Friedenthematik an und imaginierten Europa als Brücke zur Annäherung der Machtblöcke. Mit der transnationalen Vernetzung von ostmitteleuropäischen Dissidenten untereinander und mit der westeuropäischen Friedensbewegung wurden, wie der Autor ausführt, auch offizielle Narrative umgedeutet. Beispielfhaft sei die „Unteilbarkeit des Friedens“ genannt, die neben zwischenstaatlichem Gewaltverzicht auch die Gewährung bürgerlicher Rechte postulierte. Darüber hinaus beschreibt Domnitz – teils als Transfer aus dem Exil – weitere Euro-

panarrative, die sich gänzlich vom KSZE-Prozess lösten. Debatten etwa über europäische Kultur, die Zugehörigkeit Zentraleuropas zum Westen oder solche über die Besonderheiten der zentral-europäischen Kultur, bei denen auch die Bedeutung der eigenen Nation hervortrat. In der Berufungsinanz „Europa“ verschmolzen, so Domnitz, westliche Kultur, Demokratie und Wohlstand. Damit habe unabhängiges Nachdenken über Europa die Legitimität des Staatssozialismus infrage gestellt.

Das vierte und letzte Kapitel thematisiert den Deutungskampf um Europa in der offiziellen Publizistik. Dabei kann Domnitz aufzeigen, dass Narrative aus dem Untergrund Eingang in die offizielle Publizistik fanden, es somit der Gegenöffentlichkeit gelang, Themen zu setzen. In Polen schaffte es die Zeitschrift *Res Publica* Ende der 1980er Jahre sogar aus dem Untergrund per amtlicher Zulassung in den offiziellen Vertrieb. In diesem Kapitel wird Öffentlichkeitswandel am deutlichsten, da Domnitz aufzeigen kann, wie oppositionelles Denken in die ursprünglich den Herrschenden vorbehaltene Öffentlichkeitssphäre vordringt. Ein Fazit sowie ein Ausblick, der die gegenwärtigen zentraleuropäischen Debatten über Europa und vor allem die europäische Einigung vor dem Hintergrund des Nachdenkens über Europa vor 1989 einordnet, schließen die Arbeit ab.

Mit *Himwendung nach Europa* hinterlässt Christian Domnitz, der wenige Monate nach dem Erscheinen der Studie verstarb, eine herausragend aktuelle und innovative Studie, die gleich auf mehreren Ebenen überzeugt. Zunächst legt er eine

Kulturgeschichte des Nachdenkens über Europa vor, mit der er aufzeigt, dass es nicht erst der Wandel von 1989 war, der „Europa“ östlich des Eisernen Vorhangs zum Thema machte. Vielmehr, so legt Domnitz dar, hatte dieses Nachdenken von Polen, Tschechen, Slowaken und Deutschen in der DDR bereits einen Beitrag zur Überwindung der Blockgrenzen geleistet. Weiterhin macht er am Beispiel der Debatten über Europa den Wandel der Öffentlichkeitsstruktur in den westlichen Staaten des Ostblocks deutlich, indem sich zunächst die Grenzen des Sag- und Denkbaren weiteten, bevor sich schließlich die realen Grenzen öffneten.

Noch zwei weitere Aspekte verdienen Anerkennung: Zum einen ist das der gelungene Vergleich zwischen den drei untersuchten Staatssozialismen, der teils enorme Unterschiede herausstellt und dennoch analoge Entwicklungen nachvollziehbar macht. Zum Anderen überwindet Domnitz die eingetübte Vorstellung einer gegenseitigen Abschottung von Opposition und Regierungsseite. Er weist nicht nur am Beispiel konkreter Akteure Kontakte nach, sondern zeigt auch, wie beide Seiten in einer – wenn auch nicht gleichberechtigten – öffentlichen Debatte um Aufmerksamkeit und Zustimmung konkurrierten, was freilich eine gegenseitige Bezugnahme voraussetzte. Es steht zu hoffen, dass gerade diese Impulse in den Forschungen zur Kultur-, Gesellschafts- und vor allem auch zur Politikgeschichte der spätsozialistischen Staaten aufgenommen werden.

*Stephan Stach, Prag*

MICHAEL ZOK: Die Darstellung der Judenvernichtung in Film, Fernsehen und politischer Publizistik der Volksrepublik Polen 1968–1989. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2015. 328 S., 1 Tab. = Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 34. ISBN: 978-3-87969-387-0.

Im vergangenen Jahrzehnt gab es mehrere neue Anläufe, kurz- und längerfristige Auswirkungen des nationalsozialistischen Judenmords auf die Gesellschaft Polens und das polnisch-jüdische Verhältnis besser zu verstehen. Eine Möglichkeit, sich dem Thema zu nähern, sind erinnerungs-

und massenkulturelle Studien zu dessen Repräsentationsformen in den Jahrzehnten nach 1945 (siehe dazu bereits die große Arbeit von HANNAH MAISCHEIN über Augenzeugenschaft, Visualität, Politik. Polnische Erinnerungen an die deutsche Judenvernichtung. Göttingen 2015).

Michael Zok konzentriert sich in seiner am Marburger Herder-Institut entstandenen und an der Gießener Universität im Jahr 2013 verteidigten Dissertation auf das Massenmedium Fernsehen, das sich gerade in dem Untersuchungszeitraum als „beliebteste Freizeitbeschäftigung“ (S. 147) der Polen durchsetzte. Der Verfasser analysiert meh-

rere Dutzend im Fernsehen ausgestrahlte Dokumentar- und Spielfilme, blickt auf ihre narrativen Konstruktionsprinzipien sowie auf Bilderwelt und -symbolik, wobei er für 21 von ihnen auch die Sendetermine auflistet (S. 317–319). Hierdurch lassen sich in Polen gängige Einstellungen im Rückblick auf den Judenmord und dessen Begleiterscheinungen nachvollziehen und auch zu aktuellen Einflüssen – (innen)politischer oder äußerer Art – in Beziehung setzen. Der Verfasser arbeitet zudem die Vorgaben einer von den kommunistischen Machthabern bestimmten Gedenk- und Erinnerungskultur heraus, und er schildert, auf welche Weise sie durch die Medien vermittelt wurden. Deren Wechselverhältnis wird besonders dann augenfällig, wenn es in Bezug auf das „Meisternarrativ“ – das dominierende Geschichtsbild – zu Übertretungen, ja Brüchen kommt. Daher wird in dieser Untersuchung solchen Ereignissen besondere Bedeutung beigemessen, die in der polnischen Gesellschaft heftige Reaktionen hervorriefen. Dabei wird die Entwicklung des sich im Alltag etablierenden, die Massen leitenden Mediums Fernsehen geschickt mit dem thematischen Anliegen dieser Studie verschränkt.

Entsprechend hat Zok neben der Überlieferung der polnischen Kommunisten im Archiv Neuer Akten vor allem Materialien aus dem Archiv der *Telewizja Polska* benutzt: zeitgenössische Filmkritiken und -debatten und nicht zuletzt Zuschriften von (einfachen) Zuschauerinnen und Zuschauern. Auf dieser Grundlage lassen sich Filmschaffen und Fernsehen als Ort der Aushandlung und der Kommunikation des Erinnerungsdiskurses und seiner stetigen Wandlung begreifen.

Zok unterscheidet Konjunkturen des Erinnerns von Phasen der Marginalisierung der Erinnerung, die jeweils von verschiedenen politischen, gesellschaftlichen sowie übernationalen Faktoren beeinflusst wurden und in den Medien Polens zum Ausdruck kamen. Für die siebziger Jahre sieht er die Erinnerung an den Rand gedrängt, ehe sie – von außen beeinflusst: durch die Auseinandersetzung um die Serie *Holocaust* und um Claude Lanzmanns Dokumentarfilm *Shoah* – in eine Wiederentdeckung des so genannten jüdischen Themas (*tematyka żydowska*) im letzten Jahrzehnt der

Volksrepublik Polen mündete. Mit dem Ende des „kommunistischen Meinungs- und Deutungsmonopols“ (S. 278) war eine erinnerungspolitische Neuausrichtung verbunden, die bis heute anhält. Das Fernsehen diente in jenen Jahren mal als Hemmschuh, mal als Initiator einer gesellschaftlichen Debatte um die Erinnerung an den Judenmord. Wenngleich sich über die Entscheidung, den Dokumentarfilm *Shoah* im Polnischen Fernsehen zu zeigen, keine Archivadokumente ermitteln ließen, so ist doch davon auszugehen, dass dessen erwartbare einhellige und teils wütende Ablehnung vonseiten der polnischen Gesellschaft einen Schulderschluss zwischen der kommunistischen Partei und den Beherrschten herbeiführen sollte. Nur retrospektiv tritt dieser Film – so Zok – „als ein erster Umkehrpunkt im Diskurs um das polnisch-jüdische Verhältnis“ hervor, denn der Anstoß wurde von anderen aufgenommen und „weitergetragen“ (S. 275–276).

Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass das Medium Film in erster Linie das Leiden der polnischen Nation kommunizierte. Jüdische Figuren waren „eine Randerscheinung“, traten gemeinhin bloß als „Außenstehende“, ohne eine „tiefer gehende Charakterisierung“ auf. Zur gleichen Zeit war die Darstellung der deutschen „Täterfiguren“ von eindimensionaler „Dämonisierung und Pathologisierung“ gekennzeichnet (S. 269). Beides erwies sich als kein guter Nährboden für eine differenzierende, multiperspektivische Sicht der Besatzungsjahre 1939–1945, die auch die moralischen Grauzonen und Ambivalenzen zugelassen hätte. Problematisch ist dies insofern, als trotz mittlerweile wiederholter öffentlicher Debatten die unter der kommunistischen Herrschaft geprägte Erinnerung in Bezug auf das polnisch-jüdische Verhältnis bis heute nachwirkt – nicht zuletzt unter den Parteigängern der nationalistischen Rechten. Ein Ausweg aus dem Erinnerungsdilemma scheint somit nur dann möglich, wenn man das allgemeine, erheblich mythologisierte polnische Geschichtsbild von den Besatzungsjahren ebenfalls thematisiert und kritisch aufarbeitet. Solche Bemühungen sind bislang freilich eher eine Domäne der Fachwissenschaft; in der Sphäre des Populären haben sie sich kaum niedergeschlagen.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

SERGEJ N. ABAŠIN: Sovetskij Kišlak. Meždu kolonializmom i modernizacij. Moskva: NLO, 2015. 848 S., Abb. = Biblioteka žurnala „Neprikosnovennyj zapas“. ISBN: 978-5-4448-0219-9.

Zentralasien unter russischer und sowjetischer Herrschaft ist seit der historiographischen Entdeckung des Vielvölkerreiches in den 1990 Jahren zum Objekt vieler historischer Untersuchungen geworden. In seiner voluminösen Monographie fügt der Petersburger Anthropologe Sergej Abašin diesen eine Studie zur lokalen Ebene hinzu, in der er das Schicksal des usbekischen Kišlak Ošoba, eines zentralasiatischen Dorfes im heutigen Tadschikistan, von seiner Eingliederung ins russische Imperium bis zum Jahr 1995 verfolgt. Im Zentrum stehen die lokale Gesellschaft und ihr Wandel unter russischem und sowjetischem Einfluss, der Alltag und die Riten der Bewohner, die Formierung und die Herrschaft neuer lokaler Eliten, die wirtschaftliche Entwicklung zum Baumwollkolchos sowie die örtliche islamische kulturelle Praxis. Dabei zeigt der Autor, dass stets nur ausgewählte Elemente von außen übernommen und dann lokal abgewandelt wurden, sodass quasi eine soziale und kulturelle Hybridität entstand.

Die dichte und interdisziplinäre Studie stützt sich gleichermaßen auf eine kritische Analyse zahlreicher historischer Quellen wie auf intensive Feldforschungen des Autors. Den Lokalitätstheorien des Ethnologen Arjun Appadurai folgend, möchte Abašin aufzeigen, wie sich die Gesellschaft in unterschiedlichen historischen Epochen zusammengefügt und reorganisiert hat. Das wesentliche Ziel seiner Arbeit ist die Dekonstruktion der Dichotomie „Traditionalität“ und „Moderne“, die bisher für die Analyse der zentralasiatischen Gesellschaften benutzt wurde. Dies geschieht einerseits durch eine intensive Kritik des sowjetischen ethnographischen Konzeptes der Überbleibsel (*perestiziki*), durch welches interne Veränderungen der zentralasiatischen Gesellschaft nicht nur ignoriert, sondern sogar als unmöglich dargestellt wurden. Zum anderen versucht Abašin in der Tradition des Revisionismus in der Stalinismus-

forschung, die Sowjetisierung der örtlichen Gesellschaft von innen her aufzuspüren, womit er sich in den Forschungsdiskurs um sowjetische Subjektivität einschreibt.

Die Arbeit ist nicht monographisch aufgebaut, sondern besteht aus einzelnen Fallstudien, die teilweise bereits veröffentlicht worden sind. Die einzelnen Kapitel sind, zusätzlich zu den einleitend eingeführten Analysebegriffen, noch einmal durch spezifizierte Theorien gerahmt und somit in sich geschlossen. Der rote Faden ist die Gegenüberstellung der lokalen Sicht auf die Eroberung und die Modernisierung Ošobas mit dem entsprechenden historischen Narrativ bzw. dem aktuellen Forschungsstand. Die ersten fünf Kapitel bieten Analysen der Eroberung und der Wandlung des Kišlaks. Darauf folgen Beiträge zur sowjetischen Gesundheits- und Familienpolitik als Beispiele für die Modernisierung, anthropologische Beschreibungen zum praktischen Islam und zur *machala* (der selbstverwalteten Nachbarschaft), sowie zuletzt ein Kapitel zur fotografischen (Selbst-)Repräsentation.

Einführend beleuchtet Abašin die Eroberung des usbekischen Dorfes, das im Zuge der sowjetischen Landteilung jedoch Tadschikistan zugeschlagen wurde, aus drei Perspektiven: dem imperialen und dem nationalen Narrativ, das mit Hilfe von Schriftquellen rekonstruiert wird, sowie einem lokalen, das auf eigenen Beobachtungen und Oral History basiert. Ein interessantes Ergebnis ist, dass die Kurbaši (wie sich die Basmači, die antikommunistischen Aufständischen nach 1917, selbst nannten) in der lokalen Erinnerungskultur zum Identifikationselement geworden sind. Aufgrund der Verehrung von Eigenschaften wie Mut, Stärke etc. standen sie nicht im Gegensatz zur proklamierten sowjetischen Identität und wurden dadurch zu einem Teil des Subjektivitätskonstrukts. Einen wirtschaftshistorischen Fokus wählt Abašin für die Betrachtung der Rolle Ošobas sowohl im russländischen Reich wie auch in der Sowjetunion. Er kann nachweisen, dass in beiden Epochen das wichtigste Machtinstrument der zentralen Herrschaft die Kategorisierung war, erst durch imperiale Besteuerungstabellen,

später durch die Einteilung in die sowjetischen Klassen, auf deren Grundlage Ressourcen verteilt und unterschiedliche Militärdienste zugeordnet wurden. Weiterhin beschreibt er den Aufstieg lokaler Eliten, den stalinistischen Terror sowie die ökonomischen Paradoxien des Spätsozialismus.

Das Bestreben, die hierarchische Binarität früherer Forschung aufzulösen, wird in dem Kapitel über das Krankenhaus in Ošoba besonders deutlich. Dabei nimmt der Autor explizit keine klassische medizinhistorische Betrachtung vor, sondern analysiert das Krankenhaus als Institution im Sozialismus. Der Aufbau der sowjetischen Medizin brachte nicht nur konkrete Maßnahmen mit sich, z. B. Masseneimpfungen, sondern hatte für die lokale Bevölkerung auch eine veränderte Körperwahrnehmung zur Folge, die der Autor aus einer gender-geleiteten Perspektive verdeutlicht. Abašin beschreibt die Erfahrung, sich als Frau erstmals vor einem männlichen Arzt für eine Untersuchung ausziehen zu müssen, und schlägt damit auch einen Bogen zur zahlreichen Forschung über die sowjetischen „Entschleierungskampagnen“. Besondere Beachtung verdient seine Untersuchung des Verhältnisses zwischen den sowjetischen Ärzten und der lokalen Bevölkerung sowie der westlichen Medizin und den lokalen Heilmethoden. Abašin zeigt, dass die sowjetische Medizin oft als abgehoben wahrgenommen wurde und ihren Vertretern weniger vertraut wurde als Heilern und Würdenträgern der lokalen islamischen Gesellschaft. Ein Grund sei u. a. die Praktik der sowjetischen Medizin gewesen, Krankheiten und Heilmitteln streng zu kategorisieren, sodass oft das Gefühl entstand, dass Ursachen nicht behandelt wurden. Sogar der ehemalige Chefarzt des Krankenhauses integrierte traditionelle Methoden in seine Schulmedizin und legitimierte diese durch eine professionelle Beschreibung.

Mit der Untersuchung von visuellem Material wählt der Autor in seinem Kapitel zur Fotografie einen weiteren innovativen Ansatz, wobei er zeigt, wie sich die Fotografie von einem Instrument im-

perialer Herrschaft über ihre propagandistische Vereinnahmung in den Massenmedien allmählich zu einem Medium der selbstbestimmten Repräsentation wandelte. Allerdings werden hier die einzelnen Narrative nacheinander statt parallel vorgestellt, indem Abašin zuerst den kolonialen Blick der Fotografien des berühmten Turkestan-Albums von 1871–1872, danach einzelne Bilder des sowjetischen Fotojournalisten Maks Penson und zuletzt private Fotoalben einiger Bewohner Ošobas analysiert. Zuletzt ist ein Abbildungsteil in der Mitte des Buches vorhanden, worin sich von Abašin selbst zum Zwecke anthropologischer Analysen aufgenommene Materialien, die leider zum Teil schlecht reproduziert sind, befinden.

Abašin gelangt zu dem Fazit, dass die sowjetische Modernisierung zwar unterschiedliche Formen der Hegemonie in sich barg, allerdings nicht nur Unterwerfung und Widerstand hervorrief, sondern auch zur Hybridität führte. Mit diesem Buch hat der Autor die Forschung zum russländischen Imperium bzw. zur Sowjetunion um eine detaillierte Langzeitmikrostudie, die den Wandel aus einer lokalen Perspektive untersucht, erweitert. Der Wert dieses Buches wird zudem durch die Wiedergabe von zahlreichen Auszügen schwer zugänglicher Quellen erhöht. Ein kleinerer Kritikpunkt ist das Fehlen eines Literaturverzeichnisses. Unkonventionell ist am Ende des Werkes die beeindruckende Selbstreflexion des Autors, in der er seine Wandlung zum post-sowjetischen Anthropologen analysiert. Jedoch hätte ein zusätzliches abschließendes inhaltliches Resümee es erleichtert, die Fülle der Ergebnisse zu überblicken. Das Zusammenspiel aus einem quellenbasierten Blick von außen, einer dichter Betrachtung von innen sowie einer transparenten methodischen Reflexion macht die Auflösung der bisherigen Forschungsbegriffe in Richtung einer hybriden Betrachtung der zentralasiatischen Gesellschaft uneingeschränkt überzeugend und das Buch zu einer Pflichtlektüre für alle, die sich mit diesem Raum oder mit sowjetischer Nationalitätenpolitik beschäftigen.

*Helena Holzberger, München*

STEPHANIE SOMMER: Postsozialistische Biografien und globalisierte Lebensentwürfe. Mobile Bildungseliten aus Sibirien. Bielefeld: Transcript, 2016. 344 S. = Ethnografische Perspektiven auf das östliche Europa, 2. ISBN: 978-3-8376-3222-4.

Das Buch geht auf eine sehr ordentlich gearbeitete, vom Schroubek Fonds geförderte und an der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommene Dissertation im Fachgebiet Europäische Ethnologie zurück. Insofern lassen der Aufbau, das methodische Vorgehen und die Argumentationsweise der Untersuchung auch typische Züge einer solchen kulturwissenschaftlichen Qualifikationsarbeit erkennen. Zugleich geht sie aber durch eigenständige, mitunter literarisch anklingende sprachliche Formulierungen und plastische Gedankenbilder wie auch eine interdisziplinär, nicht zuletzt in den Sozialwissenschaften gut abgesicherte Literaturgrundlage darüber deutlich hinaus.

Die Einführung (S. 13–21) oder genauer die Heranführung an den Gegenstand und die Anliegen der Arbeit beginnt originell mit einer Analyse eines Putin-Interviews mit Jörg Schönborn und der Zäsur, die sich durch den Zusammenbruch der Sowjetunion ergab, wobei die Verschiebungen und neuen Verschränkungen im Verhältnis zwischen West und Ost und die Veränderungen des gesamten Koordinatensystems in der Betrachtung globaler Vorgänge und deren Auswirkungen auf Vorstellungswelten und Lebenswelten, gleichsam als „zersprungener Spiegel“, anschaulich gemacht werden.

In einem zweiten Schritt erfolgen nähere Darlegungen zur konkreten Fragestellung „globalisierter Lebensentwürfe“ und damit verbunden zum Sample der Untersuchung, das aus zwölf Personen, die in Krasnojarsk Jura studiert und ein Gaststudium an der Universität Passau absolviert haben, besteht. Die Stichprobe wird durch die Berücksichtigung weiterer soziodemographischer Merkmale näher charakterisiert, wobei allerdings auf den Hinweis einer Mittelschichtzugehörigkeit aller Befragten hätte verzichtet werden können, zumal das zu Grunde gelegte Schichtungskonzept nicht genauer expliziert wird. Die Befragtenstichprobe wird zudem

durch drei „lebensgeschichtliche Porträts“ (S. 32 ff.) illustriert und durch die Vorstellung der wichtigsten Forschungsorte Krasnojarsk, Moskau, St. Petersburg und Passau in aller Kürze ergänzt. Sehr aufschlussreich in diesem Kapitel erscheinen die differenziert entwickelten und gut in der relevanten Bezugsliteratur abgesicherten methodischen Überlegungen, die vor allem die Frage der Nähe und Distanz der Forscherin zum Untersuchungsgegenstand betreffen.

Sie werden durch weitere, gut elaborierte theoretische, begriffliche und methodische Ausführungen im folgenden Kapitel ergänzt. In diesem Rahmen erfolgt die Erläuterung zentraler theoretischer Konzepte und Begriffe wie „Lebensentwurf“ in existenzphilosophischer (M. Heidegger, S. Kierkegaard, P. Sloterdijk) und figurations- und struktursoziologischer Weise (N. Elias, P. Bourdieu), wie „Lebenswelt“ bzw. „Alltagswelten“ und „Vorstellungswelten“ in phänomenologischer Anlehnung (E. Husserl, P. Berger / Th. Luckmann, C. Goehrke), oder wie „Transnationalismusforschung“ in soziologischer Auffassung (L. Pries, U. Beck), oder wie „Multi-sited ethnography“, die jeweils prägnant und zugleich auf die eigenen Untersuchungsanliegen bezogen expliziert werden. Ebenso vermittelt die Verfasserin wichtige Einblicke in die Probleme der Feldforschung und in die angewandten Methoden wie teilnehmende Beobachtung, narratives und Leitfaden-Interview, Mental Map und Online-Beobachtung in sozialen Netzwerken wie auch in die verwendeten qualitativen Auswertungsverfahren.

Die materialen Untersuchungen (S. 83–304) umfassen fünf Kapitel, die sich in zwei Teile untergliedern. Im ersten Teil werden zunächst die realhistorischen Entwicklungen informativ und zutreffend umrissen und das Konzept der Generationen (K. Mannheim, L. Niethammer) eingeführt, um die Ebene der politischen und makrosozialen Geschehnisse mit derjenigen der biographischen Lebensentwürfe der zwischen 1981 und 1985 geborenen Befragten zu verknüpfen – und um diese als Angehörige einer „Zwischen-generation“ und zugleich „neuen Generation junger Russen“ zu kennzeichnen, die den Niedergang und das Ende der Sowjetunion und die

Zeit des beschleunigten und chaotischen Wandels der 1990er Jahre, im für ihre Persönlichkeitsformierung und für ihren „Generationenhorizont“ prägenden Jugendalter, erlebten. Dabei werden – aus der Sicht der Verfasserin, die sich darin mit den Befragten allerdings in Übereinstimmung sieht – die sozialwissenschaftlichen Konzepte „Postsozialismus“ und „Transformation“ kritisch hinterfragt. Allerdings wird der analytisch viel tragfähigere, in der Denktradition Max Webers weiterentwickelte Ansatz der „historischen Modernisierungstheorien“ als Alternative dazu nicht in Betracht gezogen, wiewohl dieser einer passenden universalhistorischen Perspektive folgt und aus meiner Sicht auch nicht die theoretischen Einseitigkeiten gängiger Globalisierungstheorien aufweist, die letztlich bevorzugt werden.

In einem zweiten Schritt wird in Kapitel 5 (S. 107–158), der Leitvorstellung von M. Halbwachs und anderen folgend, unter Rückgriff auf Konzepte des „kollektiven“, „kulturellen“ und „kommunikativen Gedächtnisses“ und der dabei zum Tragen kommenden Mechanismen der Erinnerungs- und Verdrängungskultur, das vielschichtige und ambivalente Verhältnis der Befragten zur sowjetischen Vergangenheit und zur Umbruch- und Übergangszeit der neunziger Jahre rekonstruiert. Hierbei werden durch das Prisma subjektiver Brechungen und Relevanzstrukturen, aber auch beständiger kollektiver Erinnerungsmuster, verschiedene Kontinuitäten und Brüche dieser soziokulturell fortwirkenden „Vergangenheiten“ sichtbar gemacht.

Im zweiten Hauptteil (S. 159–304) der materialen Untersuchungen, mit insgesamt drei Kapiteln unterschiedlichen Umfangs, wird sodann eine Erweiterung der Betrachtungsschwerpunkte in die Perspektive der Globalisierung vorgenommen. In einem einführenden, eher kurzen Kapitel (S. 161–175) werden unter Rückgriff auf bekannte Bezugsautoren wie M. Albrow, A. Giddens oder U. Beck das Konzept der Globalisierung sowie die russlandspezifischen Auswirkungen und Erscheinungsformen entsprechender globaler Vorgänge vorgestellt. Es schließt sich eine weitgehend aus der Perspektive der Befragten erfolgende, eingehende und aufschlussreiche

Rekonstruktion „globalisierter Lebensentwürfe“ an, in der die Wirkungen globaler Medien, veränderter Bildungsinstitutionen, räumlicher Mobilitätsvorgänge, neuer Erfahrungsräume sowie globaler Entgrenzungen und Vernetzungen als vielfältige Erscheinungsformen des „Handelns auf Distanz“ und der „Entbettung“, aber auch der „Rückbettung“ untersucht werden. In einem weiteren Kapitel (S. 263–304) werden vielfältige Facetten des Kulturtransfers und kulturellen Wandels im Prozess der Globalisierung, von universalen Informationsvorgängen und Wissensbeständen bis zu alltagskulturellen Aspekten der Modekleidung oder des Essens und Trinkens erschlossen und dargelegt.

Ein abschließender Teil fasst wichtige Befunde der Arbeit in einem kurzen Kapitel (S. 305–316) zusammen und betrachtet die exemplarisch vorgestellten „Bildungseliten“ nicht zuletzt als „Modernisierer“ ihrer Gesellschaft im globalen Kontext. Das Literaturverzeichnis lässt eine solide und umsichtige Beschäftigung mit einschlägiger kultur- und sozialwissenschaftlicher Literatur erkennen. Etwas erstaunt, dass INGRID OSWALDS *Die Nachfahren des ‚homo sovieticus‘: Ethische Orientierung nach dem Zerfall der Sowjetunion*, eine der ganz wenigen soziologischen Habilitationsschriften zum Menschentypus und Selbstverständnis im nachsowjetischen Russland, von der Verfasserin übersehen wurde.

Ein kritischer Einwand sollte, bei allen Vorzügen des Buches, die von den interessanten Falldarstellungen und aufschlussreichen Analysen, über die plastische Darlegung bis zur flüssigen Lesbarkeit reichen, doch nicht unterbleiben. Die Verwendung des Begriffs „Bildungseliten“ bleibt nachdrücklich kritisch zu hinterfragen. Er schmückt den Titel des Buches zwar vielleicht etwas auf, ist allerdings der Sache nach unangemessen. Dies erkennt die Verfasserin selbst (S. 28–29), indem sie anmerkt, dass der von ihr verwendete Elitenbegriff sich von der entsprechenden, sozialwissenschaftlich eingeführten und gebräuchlichen Analysekategorie „abgrenzt“. Warum verwendet sie den Begriff dann aber trotzdem und spricht nicht zutreffender von Hochschulabsolventen oder Akademikern? Der von ihr untersuchte Personenkreis hat, wie

interessant und mitunter auch erfolgreich die dargestellten und analysierten Biographien auch sein mögen, vorerst nur wenig mit Eliten im so-

zialwissenschaftlichen Verständnis dieses Begriffes zu tun.

*Anton Sterbling, Görlitz*

CHRISTIAN TEICHMANN: *Macht der Unordnung. Stalins Herrschaft in Zentralasien 1920-1950*. Hamburg: Hamburger Edition, 2016. 287 S., 1 Kte. = Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. ISBN: 978-3-86854-298-1.

In der zeitgenössischen Historiographie sind Begriffe wie Macht, Gewalt, Herrschaft, Ordnung zu Topoi und Analyse kategorien geworden, ohne die eine Beschäftigung mit der Geschichte Osteuropas kaum noch denkbar zu sein scheint. Tatsächlich haben entsprechende Studien unser Wissen über das Russländische Reich und die Sowjetunion erheblich bereichert. Als Phänomene der Herrschaftssicherung und Durchsetzung neuer Ordnungssysteme haben diese Topoi ihren heuristischen Wert längst unter Beweis gestellt. Dass nun aber Macht keines Ordnungsprinzips bedarf, ja im Gegenteil Macht auf Unordnung beruhe, ist die These der vorliegenden Arbeit von Christian Teichmann. Er will am Beispiel Zentralasiens – einer „Achillesferse der Sowjetmacht“ (S. 13), wie er Stalin zitiert – zeigen, „dass [...] Chaos und Leid gezielt als Instrumente benutzt wurden, um staatliche Herrschaftsordnung aufzubauen und mit brachialen Gewaltmitteln durchzusetzen“ (S. 15). Da Gedeih und Verderb dieser als vielfach rückständig betrachteten Peripherie der sich formierenden Sowjetunion von Wasserbau und Bewässerungssystemen abhingen, stehen diese Bereiche im Zentrum der Untersuchung.

James Scotts Analyseansatz folgend, Staatsbildungsprozesse aus der Perspektive ihrer geographisch isolierten Peripherien zu untersuchen und zu beschreiben, will Teichmann vor allem die Brüchigkeit und Begrenztheit sowjetischer Staatlichkeit zeigen, da ungeachtet massiver Eingriffe der Handlungsrahmen der bolschewistischen Machthaber beschränkt gewesen sei. Daher sei „Unordnungstiften zu ihrer dominierenden Handlungsweise“ (S. 21) geworden.

Basierend auf einem beeindruckenden Kor-

pus von Archivalien aus russischen, usbekischen und amerikanischen Archiven versucht Teichmann, Stalins Zentralasienstrategie zu beleuchten und mit ihren verheerenden Folgen zu beschreiben. Nach einer kurzen Einführung folgt eine Skizze Russisch-Turkestans seit 1885, die allerdings nicht immer dem Stand der Forschung entspricht. Die sowjetische Zeit wird in sechs größeren Kapiteln behandelt. Zunächst geht es um die Etablierung der Sowjetmacht und die Gründung der Sowjetrepubliken, von denen Usbekistan und Tadschikistan wegen ihrer Bedeutung im Kontext des Wassermanagements im Zentrum der Untersuchung stehen. Sehr anschaulich werden die Spannungen und Kontroversen zwischen Moskauer Zentrum und indigenen Eliten untersucht, die Probleme der Landreform bzw. die Folgen der auseinanderlaufender Vorstellungen und Strategien dazu herausgearbeitet sowie die Besonderheiten des Wasserbaus dargestellt. Hier gelingt es Teichmann zu zeigen, wie sehr Erfolg oder Misserfolg von Qualität, Engagement und Selbstbewusstsein einzelner Ingenieure und Behördenvertreter abhing, aber auch von den spezifischen lokalen Besonderheiten, traditionellen Verhaltensweisen der indigenen Bevölkerung und vor allem auch von Geographie und klimatischen Verhältnissen. Ein Masterplan, der allen Umständen und Faktoren Rechnung getragen hätte, existierte nicht, und im übrigen führten Bürokratie, Korruption, Eigensinn, Verteilungskonflikte, sich ändernde Plangaben und politische Unwägbarkeiten zum Scheitern zahlreicher Wasserprojekte.

Die Verfügbarkeit von Wasser war vor allem für die Produktion von Baumwolle, eines Rohstoffes mit strategischer Bedeutung, unerlässlich. Dessen Anbau sollte um jeden Preis intensiviert, d. h. die Anbauflächen sollte auch auf Kosten der Nahrungsmittelversorgung erweitert werden. Teichmann beschreibt sehr eindrücklich das zerstörerische Potential dieser Politik. Diese musste meist gegen den Widerstand der wenig

motivierten, weil hungernden Bevölkerung durchgesetzt werden und ließ, wie der Verfasser zu Recht hervorhebt, „keine staatliche Herrschaftsroutine entstehen“ (S. 251), da der so betriebene Baumwollanbau in der „Baumwollrepublik“ Usbekistan die finanziellen und personellen Ressourcen übermäßig strapazierte, die in anderen Sektoren fehlten. Daran konnte weder der Einsatz von Polizeigewalt noch anderer Disziplinierungsmittel viel ändern. Hier wird die Eskalationsspirale von Inkompetenz, Scheitern, Gewaltanwendung und daraus folgender Unsicherheit, Chaos und neuer Gewaltanwendung augenfällig.

Am Großbau im Wachs-Tal zwischen 1930 und 1934, wo sozusagen ein „Baumwollgarten in der Wüste“ (S. 144) entstehen sollte, wird in einem eigenen Kapitel das ganze Ausmaß der durch Fehlplanung, Mangelwirtschaft, Ignoranz, Selbstüberschätzung und Unterschätzung der naturräumlichen Gegebenheiten erzeugten Katastrophe dargestellt. Mit einem riesigen finanziellen Aufwand, der diktatorischen Allmacht eines von Stalin in den Pamir entsandten Vize-ministers aus Moskau, der mit heroischer Kraftanstrengung das Unmögliche möglich machen wollte, sollte zum Wassermanagement ein Schleusenwerk gebaut werden, um Ackerland, Trinkwasser und Siedlungsraum zu schaffen. In der bisher von Fels, Wildwasser und Treibsanddünen beherrschten, von Menschen gemiedenen unwirtlichen Landschaft sah der Plan die Entstehung einer Kulturlandschaft vor, in der Kolonisten den Grenzraum sichern und auf vielen Tausenden Hektar Baumwolle anbauen sollten. Das Ergebnis war erschütternd: Die Schleuse war an der falschen Stelle errichtet worden, der Wachs lief weitgehend daran vorbei, Geröll, Sedimente und Sand schädigten die Verteilungskanäle und das Wasser versickerte auf felsigem Grund. Wo es Kulturland erreichte, trug es zur Versumpfung der Böden bei und führte, weil durch keine Schleuse reguliert, zu Überschwemmung und dem Ertrinkungstod von Menschen.

Der ökologischen Katastrophe entsprechend war zudem der Schaden für das sowjetische State-Building, da das von Moskau befohlene und von dort aus betriebene Projekt ohne Rücksicht auf

die Bedingungen in der Region durchgesetzt wurde und die zentralasiatischen Staats- und Parteior-gane materiell, institutionell und politisch nachhaltig destabilisierte. Daher, so Teichmann, widerspricht das Wachs-Tal-Beispiel der These Moshe Lewins, dass der sowjetische Parteistaat bemüht gewesen sei, Chaos zu beenden und Recht und Ordnung zu behaupten. Allerdings weist Teichmann auch darauf hin, dass bei Projekten, die nach der Erfahrung im Pamir in Angriff genommen wurden, „Gründlichkeit über effektvollen Schnellschüssen“ (S. 213) gestanden habe.

Die Liste der Infrastrukturprojekte und anderen Aufbaumaßnahmen, die nach Teichmann vielfältigen Schaden anrichteten und folglich Unsicherheit und Unordnung zeitigten, ist lang und liefert genügend Beweise für die zerstörerische Natur und die Gewaltherrschaft der Bolševiki in Zentralasien. *Mutatis mutandis* gilt dies natürlich auch für die Zeit des Großen Terrors. In ihr kumulierte sozusagen Stalins Strategie, durch Ressourcenallokation der notleidenden Peripherie und ihren Führungen seinen Willen aufzuzwingen, indem er die Ministerialapparate übergang und durch Mittelzuteilungen bzw. deren Verweigerung, was Hunger und Not zur Folge haben konnte, die regionalen Parteiführer zwang, sich mit ihm zu arrangieren. Die darin zum Ausdruck kommende Willkür stellte nach Teichmann ein zentrales Element der stalinschen Gewaltherrschaft, der Macht durch Unordnung dar. Sie sollte im Weiteren durch den Kampf gegen „Volksfeinde“, „Verschwörer“ und „Schädlinge“ bestätigt und gesichert werden.

In den abschließenden Kapiteln geht der Verfasser auf die Politik der „Volksbaustellen“ ein, die in der Vorkriegszeit das Massenmobilisierungsregime unter dem usbekischen Parteiführer U. Jusupov bestimmten. Durch Säuberungen des Parteiapparats, aber auch durch den Bau neuer, besser geplanter Bewässerungsanlagen sollten Fehler der Vergangenheit überwunden und die Baumwollproduktion erhöht werden. Dieses Ziel konnte aber trotz öffentlicher Schauprozesse, Erschießungsaktionen und anderer Gewaltkampagnen nicht erreicht werden. Während des Krieges verschlechterte sich zudem die Gesamtlage, als Hunderttausende von Flüchtlingen in Usbekistan

Zuflucht suchten. Die Baumwollproduktion brach zusammen und Einheimische wie Kriegsflüchtlinge durchlitten eine Zeit von Hunger, Entbehrung und Krankheit. Schon 1944, so zeigt Teichmanns Darstellung, wollte Stalin durch neue Terrormaßnahmen den Anbau des begehrten weißen Rohstoffs wieder in Gang bringen. Es gelang ihm unter Inkaufnahme weiterer Opfer unter der Bevölkerung.

Teichmanns Studie stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Sowjetisierung in den zentralasiatischen Territorien der UdSSR dar. Ihre Befunde belegen auch am Beispiel Sowjetisch-Turkestan, dass Brutalität, Terror, Gewalt, Will-

kürherrschaft und die Verbreitung eines endemischen Unsicherheitsgefühls zentrale Elemente der Staatsbildungspolitik und Herrschaftspraxis Stalins waren. Ob diese aber als „Macht der Unordnung“ apostrophiert dem komplexen Phänomen gerecht wird, muss bezweifelt werden; nicht zuletzt auch deshalb, weil das sowjetische State-Building, als Nation-Building konzipiert, gerade in den zentralasiatischen Gebieten neue, nämlich ethnisch-nationale Ordnungskategorien zur Herrschaftssicherung zur Anwendung brachte. Dieser Aspekt bleibt in der insgesamt sehr begrüßenswerten Studie etwas unterbelichtet.

*Rudolf A. Mark, Hamburg*

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.ereviews 2016, 4 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

PATRYK BABIRACKI, KENYON ZIMMER: *Cold War Crossings. International Travel and Exchange across the Soviet Bloc, 1940s–1960s.* (Simon Huxtable)

KARSTEN BRÜGGEMANN, MATI LAUR, PÄRTEL PIIRIMÄE: *Die baltischen Kapitulationen von 1710. Kontext – Wirkungen – Interpretationen.* (Raoul Zühlke)

DIETMAR DAHLMANN, DIANA ORDUBADI, HELENA PIVOVAR: *Carl Heinrich Merck. „Beschreibung der Tschuktschi, von ihren Gebräuchen und Lebensart“ sowie weitere Berichte und Materialien.* (Kristina Küntzel-Witt)

STEPHANE A. DUDOIGNON, CHRISTIAN NOACK: *Allah's Kolkhozes. Migration, De-Stalinisation, Privatisation, and the New Muslim Congregations in the Soviet Realm (1950s–2000s).* (Gulnaz Sibgatullina)

DAVID EUGSTER, SIBYLLE MARTI: *Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa.* (Andreas Hilger)

AGNIESZKA GAŚIOR, AGNIESZKA HALEMBA, STEFAN TROEBST: *Gebrochene Kontinuitäten. Transnationalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert.* (Paul Srodecki)

JAMES R. GIBSON: *California Through Russian Eyes, 1806–1848.* (Henner Kropp)

G. V. GLAZYRINA: *Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy.* (Jonathan Shepard)

CHRISTINE GÖLZ, ALFRUN KLIEMS: *Spielplätze der Verweigerung. Gegenkulturen im östlichen Europa nach 1956.* (Stephan Merl)

HANS HENNING HAHN, ROBERT TRABA, MACIEJ GÓRNY: *Deutsch-polnische Erinnerungsorte.* (Grzegorz Rossoliński-Liebe)

MYKHAILO HRUSHEVSKY: *History of Ukraine-Rus'.* / Transl. by Leonid Heretz. Ed. by Myron M. Kapral and Frank E. Sysyn with the assistance of Uliana M. Pasicznyk. (Liliya Berezhnaya)

MARITTA ISELER, SOPHIE LORENZ-RUPSCH, MARKUS HÖRSCH: *Künstler der Jagiellonen-Ära in Mitteleuropa.* / Bearbeitet von Maritta Iseler, Sophie Lorenz-Rupsch und Markus Hörsch unter Mitarbeit von Jana Keifl und Aleksandra Szewczyk. (Paul Srodecki)

FELIX JAITNER: *Einführung des Kapitalismus in Russland. Von Gorbatschow zu Putin.* (Jörg Roesler)

SERGEJ KUDRJAŠOV: *SSSR i graždanskaja vojna v Ispanii 1936–1939 gody.* (Andreas Oberender)

BRIAN LAPIERRE: *Hooligans in Khrushchev's Russia. Defining, Policing, and Producing Deviance during the Thaw.* (Mirjam Galley)

NATALIJA LEBINA: *Mužčina i ženščina. Telo, moda, kul'tura. SSSR – ottepel'.* (Olaf Mertelsmann)

- ROBERT LUFT, MILOŠ HAVELKA, STEFAN ZWICKER: Zivilgesellschaft und Menschenrechte im östlichen Mitteleuropa. Tschechische Konzepte der Bürgergesellschaft im historischen und nationalen Vergleich. (Kristina Kaiserová)
- N. V. MICHAJLOV, JAN PLAMPER: Malen'kij čelovek i bol'saja vojna v istorii Rossii. Seredina XIX – seredina XX v. Materialy meždunarodnogo kollokviuma Sankt-Peterburg 17 – 20 ijunja 2013. (Dietrich Beyrau)
- EDUARD MÜHLE: Die Chronik der Polen des Magisters Vincentius – Magistri Vincentii Chronica Polonorum. (Christophe von Werdt)
- ECKEHARD PISTRICK, NICOLA SCALDAFERRI, GRETEL SCHWÖRER: Audiovisual Media and Identity Issues in Southeastern Europe. (Klaus Buchenau)
- KINGA POZNIAK: Nowa Huta. Generations of Change in a Model Socialist Town. (Hanna Kozłowska-Witt)
- L. G. PROTASOV: Vserossijskoe Učreditel'noe sobranie. Ėnciklopedija. (Lutz Häfner)
- PER ANDERS RUDLING: The Rise and Fall of Belarusian Nationalism, 1906–1931. (Mark Brüggemann)
- GUNTIS ŠMIDCHENS: The Power of Song. Non-violent National Cultures in the Baltic Singing Revolution. (Karsten Brüggemann)
- TIMOTHY SNYDER, RAY BRANDON: Stalin and Europe. Imitation and Domination, 1928–1953. (Olaf Mertelsmann)
- NORBERT SPANNENBERGER, SZABOLCS VARGA: Ein Raum im Wandel. Die osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. (Krista E. Zach)
- MATTHIAS STICKLER: Jenseits von Aufrechnung und Verdrängung. Neue Forschungen zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration. (Paul Srodecki)
- ARNO STROHMEYER, NORBERT SPANNENBERGER: Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit. (Krista E. Zach)
- DAMIAN SZYMCZAK: Galicyjska „ambasada“ w Wiedniu. Dzieje Ministerstwa dla Galicji 1871–1918. (Christoph Augustynowicz)